Aus Nord und Süd

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1916.

Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1916.

I. Allgemeines.

Eingangsbetrachtungen.

Unser Vater. S. 1
Es ist noch eine Ruh vorhanden. 17.
Gottvertrauen. 41.
Unser Kaiser als Missionar. 5.
Aus der Zeit für die Zeit. 16.
Zur Fahrt ins Leben. 20.

II. Erzählungen und Schilderungen aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine.

1. Amerika.

Alaska: Reiseabenteuer. 29.

Nikaragua: Wie Pearl Lagoon zu einem Jugendbund kam. 9.
Kirchweih in Kiha. 23.

Suriname: Kinderfest indischer Kinder. 13.
Besuch im Hospital in Paramaribo. 15.
Riesenschlange in Bethesda. 16.
Tigerkatze in Bethesda. 17.

2. Afrika.

Kapland: Wie ein Mädchen für die Mission in Südafrika wirkte. 11.

Kafferland: Schneewetter! 2.

Deutsch-Ostafrika; Nyassa. Leben und Denken der Heiden. 12.
Kind am Nyassa von Engeln geholt. 19.
Wie Bäume Krankheiten übertragen. 20.
Besuch einer Außenschule. 25.
Brief des Helfers Walufeshelo an den Jugendbund. 27.
Landreise nach Daressalam. 31.
Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas und die Gefangennahme der deutschen Missionsfamilien. 41.
Unsre Missionare in Gefangenschaft, besonders der kleine Fritz. 43.

3. Australien.

Aus der Schule in Mapoon. 33.

III. Mission und Krieg.

Was die deutsche Brüdergemeine im Krieg für Heer und Vaterland leistet. 4.
Der Kaiser als Missionar. 5.
Ein Friedenstag im Kriege. 7.
Begegnung mit einem deutschen U-Boot. 18.
Kinderbrief an Graf Zeppelin. 20.
Ostafrikanische Kriegserziehung. 21.
Mutterliebe des Feldmarschalls Mackensen. 24.
Bismarcks Konfirmationsspruch. 28.
Die dreitägige Schlacht bei Tanga. 37.
Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas. 41.
Heimreise auf der Golconda. 39.
Gefangenenlager in Ahmednagar. 44.
Missionar Hans Günther †. 45.
Weihnachten auf dem Meer. 48.

IV. Missionsarbeit in der Heimat.

Wie ein Mädchen für die Mission in Südafrika wirkte. 11.
Arbeit einer Herrnhuter Sonntagsschule. 28.
Ein Ferien-Sonntag-Nachmittag im Dienst der Mission. 34.
Noch etwas von einer Herrnhuter Sonntagsschule. 35.
„Wer etwas Gutes lesen will". 44.

Rätsel in jeder Nummer.
Lösungen der Rätsel S. 48.

V. Von anderen Missionen.

Wie Diskekah in Alaska Weihnacht feierte. 3.
Rettung aus Sklaverei. Bischof Crowther. 12.
Ostafrikanische Kriegserziehung. 21.
Livingstones Missionsdienst. 35.
Heimreise von Indien. 39.
Gefangenenlager in Ahmednagar. 44.
Missionar Hans Günther †. 45.

VI. Abbildungen.

1. Kafferkinder. 2.
2. Rentiere mit Schlitten in Alaska. 3.
3. Kaiser Wilhelm II. 6.
4. Salem in Jamaika. 7.
5. Indianische Sonntagsschule. 10.
6. Jugendtag in Niesky. 11.
7. Königin-Spiel der indischen Kinder in Suriname. 14.
8. Schlange. 16.
9. Tiger. 18.
10. Negerkind im Spiel mit weißen Kindern (D.-O.-A.) 19.
11. Deutsche Militärstation Kilimatinde (D.-O.-A.). 4.
12. Polizei in Bluefields, Nikaragua. 22.
13. Schule am Nyassa. 26.
14. Gehilfenschüler im Unterricht. 27.
15. Alaska-Eskimo. 30.
16. Alaska-Kajak. 31.
17. Kirche in Mapoon, Australien. 34.
18. Gottesacker in Paramaribo, Suriname. 35.
19. Deutsche Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. 38.
20. Deutsches Kriegsschiff „Bremen" in Labrador. 39.
21. Kondeleute suchen Arbeit. 43.
22. Ratsversammlung im Nyassaland. 44.
23. Missionar Hans Günther. 46.
24. Auf dem Weg zur Christnacht. 47.
25. Weihnachten unter dem Weihnachtsstern. 48.

Ev. Winter, Herrnhut.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1916. 17. Jahrgang.

Unser Kaiser als Missionar.

Unser Kaiser ist nach guter Hohenzollernart der erste Diener seines Staates und darum der Vater seines Volkes, der Schirmherr und Mehrer des Reiches. Er ist der Freund und Förderer aller Werke des Friedens, und er ist als oberster Kriegsherr über das deutsche Heer der mächtigste Mann der Erde. Und er ist, gottlob, vor allen Dingen ein aufrichtiger Christ. Aber — ein Missionar?

Nun, der Missionsbefehl unsres Herrn Jesu Christi geht alle seine Jünger an. In wem der Herr Gestalt gewonnen hat, der sich selbst das Licht der Welt nennt, der wird notwendig selber Licht der Welt, ein Licht, das von der Welt gesehen wird, und das der Welt dazu hilft, auch licht zu werden. Darum kann niemand ein entschiedener Christ sein, ohne als Evangelist und, wo er es mit Heiden zu tun hat, als Missionar zu wirken. Und das gilt auch von unserm geliebten Kaiser.

Nichtswürdige Schmähungen und Verleumdungen häufen unsre Feinde auf sein ehrwürdiges Haupt, als wäre er ein unmenschlicher Tyrann, ein neuer Attila, der, von maßlosem Ehrgeiz gestachelt, von jeher nur darauf gesonnen hätte, wie er die friedliche Welt vergewaltigen und unter die Füße treten könne. In Wahrheit beschämt unsres Kaisers aufrichtige Frömmigkeit die Heuchelei unsrer Feinde. Während sogenannte Christen ihn einen Teufel schelten, werden Heiden aufmerksam auf seinen frommen und starken Christenglauben.

1. Die Mohammedaner.

Siebzehn Jahre ist es her, da hat unser Kaiser auf seiner Reise zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem „die dreihundert Millionen Mohammedaner seine Freunde“ genannt. Das hat vor ihm noch nie ein christlicher Fürst getan. Die mohammedanische Welt hat es vernommen, und heute gedenkt sie daran, heute, wo ihre Vormacht, die Türkei, mit uns in Waffenbrüderschaft gegen den gleichen Feind zu Felde liegt.

Wie war das Wort des Kaisers gemeint? Wollte er etwa sagen: Christus oder Mohammed, mir ist alles eins? Gewiß nicht. Zur selben Zeit hat unser Kaiser öffentlich in der Erlöserkirche zu Jerusalem ein markiges Bekenntnis abgelegt, ein Bekenntnis zu Christo, dem einigen Heiland der Welt.*) Es machte doch einen tiefen Eindruck auf uns alle, die wir zugegen waren, als nach der Predigt statt des Geistlichen der Kaiser selbst vor den Altar trat und laut vor aller Welt

*) Jene unvergeßliche Ansprache war ein herrliches Denkmal evangelischen Glaubens. Ein Wort aus dieser Ansprache sei auch hierher gesetzt:

„Wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, an diesem feierlichen Tage hier wiederhole, so fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbnis. Jeder sorge in seinem Stande und Beruf, daß alle, welche den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht stammenden finsteren Mächte.“

bekannte, daß er, der Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner, ein gläubiger Christ sei. Auch das hat die mohammedanische Welt vernommen!

Und so war es recht! Ein Jahrtausend lang waren die Christen, insonderheit die christlichen Herrscher, die politischen Todfeinde der Mohammedaner gewesen. Die Mohammedaner hatten einst ihren Glaubenseifer durch blutige Kriege gegen die Andersgläubigen beweisen zu müssen geglaubt. Darum machten es die Christen ebenso, von den Tagen der mittelalterlichen Kreuzzüge an bis zu dem letzten Balkankrieg, den die Balkanvölker auch als einen echten Glaubenskrieg mit aller Grausamkeit geführt haben. Die Christen hatten vergessen, wes Geistes Kinder sie seien.

Und selbst die Missionare hatten vielfach mit den Mohammedanern am liebsten nichts zu tun. Sie sind mit erbarmender Liebe zu den Heidenvölkern gegangen. Aber vor den Mohammedanern fürchteten sie sich. Die Heiden waren ihnen die in der Irre gehenden Schafe, die sie zur Hürde des guten Hirten zu führen hatten. Aber die Mohammedaner waren ihnen nur die Wölfe, die die Schafe bedrohten. Und einem Wolf geht man nicht mit Liebe nach. Einen Wolf fürchtet man, einen Wolf haßt man, einen Wolf schlägt man am liebsten tot.

Nun aber gehören auch die Mohammedaner zu der Welt, für die Christus sein Blut vergossen hat und zu denen er seine Jünger schickt, ob er sie für sein ewiges Reich gewinne. Auch den Mohammedanern muß das Evangelium gebracht werden. Wer es ihnen aber bringt, der darf sie nicht fürchten und nicht hassen, der muß es machen, wie unser Kaiser es gemacht hat, der muß als ihr Freund zu ihnen kommen. Vielleicht wird es nach dem Kriege in mancher Beziehung schwerer geworden sein, den Mohammedanern das Evangelium zu bringen. Aber das wissen sie: der Mann, der sich ihren Freund genannt hat, und ohne dessen mächtige Heere sie niemals mit ihren Feinden fertig geworden wären, ist ein Bekenner Jesu Christi. Und so werden sie es glauben können, daß die eigentlichen Missionare, die Glaubensgenossen ihres kaiserlichen Freundes, auch als aufrichtige Freunde zu ihnen kommen. Vielleicht hat uns unser Kaiser die Tür zur Mohammedanermission erst aufgemacht!

2. Die Chinesen.

Aber auch den Chinesen ist unser Kaiser ein Missionar geworden. In den Augen der Chinesen ist ein Kaiser der Sohn des Himmels, der Vertreter Gottes auf Erden. Wenn der Kaiser ein gottgefälliger Mann ist, dann geht es dem Volke wohl. Für die Sünden des Kaisers aber muß das Volk büßen. Da schickt die erzürnte Gottheit dann Mißwachs und Seuchen, Wassernot und Kriegsunglück ins Land. Für alles das ist der Kaiser verantwortlich. Der muß dann Buße tun und die Verzeihung der Gottheit zu erlangen suchen. Verzeiht ihm der Himmel nicht, dann kommt eine Revolution und beseitigt den schlechten Kaiser, damit ein besserer auf den Thron komme, unter dem es dem Volke wieder wohlgehen kann. Als vor der letzten großen Revolution das Jahres 1911 in China sich Mißernten und Räuberplage häuften, da meinten die Bauern der Cantonprovinz, es sei Zeit, daß ihr Kaiser abgesetzt werde, der könne doch nichts taugen, die Not im Volke sei zu groß geworden. Wenn dagegen der Kaiser ein guter und frommer Mann ist, dann muß der Himmel das Volk segnen und überall Gelingen und Gedeihen geben.

Nun sind in China die weitesten Kreise davon überzeugt, daß wir Deutsche in diesem Kriege den Sieg behalten werden. Man spricht es unsern Missionaren

immer wieder aus. Man hofft auf unsern Sieg. Man rechnet mit unserm Sieg. Man denkt ja auch im stillen, daß ein deutscher Sieg China gleichfalls von seinen Feinden, den Russen und Japanern, befreien werde. Zuweilen mögen sie drüben im Reiche der Mitte wohl auch ein wenig bedenklich dreingeschaut haben, wenn sie hörten, wie uns immer wieder neue Feinde erstanden. Ob wir es auch wohl durchhalten würden gegen so viele?

Solche Bedenklichen hat der chinesische Prediger Tschin jin jui in Lukhang dann getröstet und völlig beruhigt. Er erzählt uns selbst darüber das Folgende:

„Sie fragen mich wegen des Krieges: Wie wird der Ausgang sein? Wird Deutschland seine Feinde besiegen? Ich sage: Zuletzt wird Deutschland siegen! Sie darauf: Wie kannst du das so bestimmt wissen? Ich sage: Nach dem, was ich gehört habe, ist Deutschlands Kaiser ein frommer Christ, der in allem Gott vertraut und nach Gottes Willen sein Volk regiert. Seine Kaiserin ist ebenso. Mit ganzem Herzen hilft sie ihren Untertanen und hat ihnen viele Kirchen gebaut. Als dieser Krieg ausbrach, sind erst ungezählte Scharen ins Gotteshaus vor Gottes Angesicht getreten, um zu beten oder das heilige Abendmahl zu nehmen."

Darauf wagt dann niemand mehr etwas einzuwenden. Wenn der Kaiser ein so frommer Mann ist, dann muß ihm ja der Himmel helfen! So denkt der Chinese. Dann muß auch das ganze Volk gesegnet sein.

Wir aber freuen uns, daß wir sogar aus dem fernen China Zeugnisse empfangen, daß unser frommer Kaiser nach den Worten des Heilandes trotz aller Schmähungen und Lästerungen der Feinde „Licht der Welt", ein wirklicher Missionar ist.

Missionsinspektor Glüer-Berlin.

Ein Friedenstag im Kriege.

Kindermissionsfest in Posen.

Von P. Moths, Missionar aus dem Kafferland.

Im Anschluß an die vorjährige Missionskonferenz in Posen wurde dort auch ein Kindermissionsfest gefeiert. Man kennt ja die große feste Stadt Posen an der Ostgrenze unseres Vaterlandes. Eine schöne Stadt, dies Posen, besonders im Frühlingsschmucke und mit den Reiterscharen, die es durchzogen.

Ich wohnte gegenüber dem neuen Königlichen Schlosse. Es ist ein richtiger Burgbau, mächtig, fast drohend anzuschauen. Hindenburg hat neuerlich darin geraftet. Das Einzige, was einem die Gebäude menschlich näher bringt, ist die Turmuhr, die mit fast väterlicher Stimme den Menschen die Stunde zuruft.

Der letzte Tag der Missionsveranstaltungen war der schönste. Es war ein Mittwoch, dessen Nachmittag den Kindern galt. 700 bis 800 Sonntagsschulkinder waren nach der Kreuzkirche gepilgert. Sie kamen aus allen Stadtteilen, geführt von den Sonntagsschulhelferinnen. Die 120jährige Kreuzkirche, das älteste evangelische Gotteshaus Posens, ist ein schöner Rundbau. Drinnen führen zwei Emporen ringsum, überall sieht man reichen Holzschmuck, alles ist in Weiß und Gold gehalten. Die Mitte des Fußbodens zeigt ein weißes Kreuz aus Steinfließen.

Es war eine Freude, die vielen Kinder festlich gekleidet im Gotteshaus vor sich zu haben, und eine

Brüdergemeine Salem in Jamaika.

schwere Arbeit für die Damen und die Pastoren, sie alle richtig unterzubringen.

Die Feier begann. Die Kinder sangen, Knaben und Mädchen abwechselnd: Großer Gott, wir loben dich. Herr Superintendent Stämmler setzte ein mit Spruch, Gebet und Schriftlesung. Dann gab ich einen Bericht über die Kaffernmission der Brüdergemeine an der Hand des Jesuswortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht." Es wird ja gerade den heidnischen Kaffernkindern oft von ihren Eltern so nachdrücklich gewehrt, zu Jesu zu kommen. Wir dagegen haben es so leicht und erfahren so viel Hilfe von lieben Menschen, daß man meinen könnte, dies Wort passe gar nicht mehr in unsere Zeit. — Große Freude bereitete es den Kindern, kaffrische Puppenkleider, die Abzeichen der Kafferndoktoren, und anderen kaffrischen Schmuck zu sehen.

Nach der Ansprache trat ich vor den Altar. Da erhob sich die ganze Jugendschar und sang mir, zu-

gleich im Gedenken an alle Missionare, den lieblichen Segensvers: „Zieht in Frieden eure Pfade!“

Diese Posener Kinder aber hatten nicht nur Worte und Lieder, sondern auch eine Festgabe. Sie wollten nicht nur hören, sondern auch etwas tun. Es lösten sich aus der Menge zwei schmucke Mädchen. Hildegard Trinks und Elisabeth Rosenblum sind ihre Namen. Und nun trug die eine von ihnen, Hildegard, mutig und ausdrucksvoll folgendes Festgedicht vor, welches Herr Generalsuperintendent D. Blau für diese Feier freundlichst verfaßt hatte:

Wir können nicht im Kriegesbrand
Wie Väter und Brüder streiten,
Wir können nur mit Herz und Hand,
Betend und opfernd für's Vaterland,
Zum Siege sie begleiten.

Und kämpft man in ferner Heidenwelt
Des großen Gottes Kriege,
Und stirbt auch sonst manch tapfrer Held
Und schreitet dort auch durch's weite Feld
Der Herr von Sieg zu Siege —

Wir können nicht mitzieh'n hinaus,
Den Heiden vom Herrn zu sagen.
Wir können nur betend und opfernd zu Haus
Den Gottesstreitern im heiligen Strauß
Die Wehr und die Waffen tragen.

So bringen wir heut unsere Gaben dar.
Nehmt hin die heilige Steuer,
Wir legen sie auf des Herrn Altar
Als Friedensopfer im Kriegesjahr.
Umgebe sie heiliges Feuer!

Und was wir geopfert und was wir ersteht,
Zum Segen möge es werden.
Gott reife die Ernte, die Liebe gesät,
Er weihe die Gaben, er hör' das Gebet.
Dann wird noch: „Friede auf Erden!“

Während Hildegard so sprach, hatte Elisabeth — die ganze Zeit über — einen großen, schweren schwarzen Beutel, mit silbernen Kreuzen verziert, auf ihrem Knie gehalten. Das war ein Geldsack mit 140 Mk. 5 Pf. Inhalt. Diese große Summe hatten alle jene Kinder gesammelt, diese Festgabe wurde nun mir für unsere Mission überreicht. Was für eine liebe Pflicht war es da, den Kindern für ihre Missionsliebe, die sich in ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Festgabe kundgetan, so recht von Herzen zu danken. Zugleich ermunterte ich sie, in solchem Eifer für das große Werk des Herrn nicht zu ermüden. Diese Liebe wird auch nach dem Kriege, ja dann erst recht, nötig sein, damit das siegreiche deutsche Volk in allen Kreisen die ihm zufallenden größeren Missionspflichten erkenne und übe. Aus missionsfreundlichen Kindern müssen missionseifrige Männer und Frauen werden, gute Soldaten des Herrn.

Bei dieser Feier hat man's gern, wenn auch der Missionar in gereimter Rede spricht. Da ich selber keine Verse machen konnte, grüßte ich das junge Volk zum Abschied mit dem Lied von der „ewigen Jugend“, wie es unser kürzlich heimgerufener Missionsveteran, der frühere Präses unserer Labradormission Br. Th. Bourquin, gedichtet hat:

Es fliehet schnell von hinnen
Der Jugend goldne Zeit!
Es muß gar viel zerrinnen,
Was unser Herz erfreut!
Doch sage: was kann halten
Das Herz dir ewig jung?
Was läßt dir nicht erkalten
Der Jugend frischen Schwung?

Wenn tief im Herzensgrunde
Uns steht der Gottesherd,
Und da zu jeder Stunde
Sich unsre Flamme nährt:
Das gibt das freud'ge Leben,
Das Leib und Geist durchwallt;
Das hält uns frisch das Streben,
Ob wir auch noch so alt! . . .

Und dann wirst in dem Trachten
Des Lebens, ernst und hart,
Du nimmermehr verachten
Der Jugend frohe Art.
Es grüßt in stiller Stunde
Dich die Erinnerung,
Es bleibt im tiefsten Grunde
Das Herz dir frisch und jung!

Die Flamme auf dem Gottesherde im eigenen Herzen ist ja das einzige Feuer, welches auch in der Missionssache Recht und Erfolg hat.

Und damit freundliche Grüße hinüber zu all den Posener jugendlichen Missionsfreunden. Oft und gern werde ich an sie und das ganze Posener Friedensfest im Kriege zurückdenken.

Vierfilbiges Rätsel.

Das erste Paar entstammt der Erde:
Es birgt geheimnisvolle Macht,
Es herrscht im Krieg und nützt im Frieden,
Hat es der Mensch ans Licht gebracht.

Ein jeder zieht hier seine Dritte;
Man wünscht sie dornenlos und klar,
Der Vierte hat gepeinigt manchen,
Der allzusehr empfindlich war.

Der Ganze gleicht dem Wind an Schnelle,
An wilder Kraft ist's ein Gigant;
Und dennoch bannt ihn an die Stelle
Ein leichter Druck von Menschenhand.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen. Durch Br. G. A. Buck, Neudresden: Sonntagsschule in Neudresden 34.04, Sonntagsschule in Spiegel 20.08, Sonntagsschule in Schreibwalde 6.25 Mk. erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung, Herrnhut.

Von der „Kinderstube“ des Schwesternhauses eine Schachtel Staniol mit herzl. Dank empfangen

Die Missionsbuchhandlung.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1916. 17. Jahrgang.

Wie es in Pearl Lagoon zu einem Jugendbund kam.

Von Br. H. Schubert aus Nikaragua, z. Zt. in Niesky O.-L.

Wert der Schule.

Nicht wahr, Ferien sind eine schöne Einrichtung? Aber wenn sie zu lange dauern, so ist das ein Uebel. Ihr wollt doch alle etwas Tüchtiges werden, und dazu muß man eben viel lernen und deshalb dürfen nicht immer Ferien sein. Wir wollen froh sein, daß es im deutschen Vaterlande gute Schulen gibt und daß die Regierung darauf hält, daß jedes Kind in die Schule gehen muß. Dem Umstande, daß unsere Soldaten klüger sind als die der Feinde, verdanken wir ja nächst Gottes Hilfe die bisherigen Siege in diesem schrecklichen Krieg, denn tapfer sind die Feinde auch, aber weder ihre Führer noch die Soldaten sind so klug wie die Unsern.

Auf unserm Missionsfelde an der Ostküste Nikaraguas gab es einst sehr lange Ferien für die liebe braune und schwarze Jugend. Fast zehn Jahre dauerten sie. Eine religionsfeindliche Regierung nämlich machte es uns Missionaren unmöglich Schule zu halten. Sie selbst aber sorgte nicht genügend für Schulen. Nur ab und zu versuchte einmal ein Polizeiinspektor, an seinem Ort eine Schule einzurichten. Gewöhnlich aber dauerte deren Betrieb nicht lange. So wuchsen denn die Kinder zwar in goldener Freiheit, aber auch in großer Unwissenheit heran.

Nach der Revolution des Jahres 1910 gewährte die Regierung wieder Schulfreiheit. Und nun begannen wir sofort damit, wieder Schule zu halten. Der Besuch derselben war auch recht erfreulich; und besonders muß erwähnt werden, daß in Pearl Lagoon, dem Orte, wo ich wohnte und als Missionar arbeitete, auch einige schon ältere Knaben nicht zu stolz waren, sich auf die Schulbank zu setzen. Dieser gute Anfang diente den an der Spitze stehenden leitenden eingebornen Männern zur Aufmunterung und machte ihnen große Freude. —

Unter den Schülern zeichnete sich ein junger Bursche von ungefähr 16 Jahren besonders aus, durch gutes Betragen wie durch Lerneifer. Ein amerikanischer Händler, der an der Mündung der Lagune in das Meer einem großen Geschäft vorsteht, interessierte sich für den aufgeweckten Burschen und nahm ihn, nachdem er ungefähr zwei Jahre die Schule besucht hatte, in sein Geschäft als Lehrling, um einen Kaufmann aus ihm zu machen. Das war ein günstiges Angebot, und unser junger Freund hat sich gut geführt und die Zufriedenheit seines Lehrherrn erworben. Mich freute besonders, daß er regelmäßiger Besucher der Sonntagsschule blieb und sich nicht, wie so viele andere, für zu groß und zu gelehrt hielt, diese zu besuchen. Manchmal sprach ich mir aus, daß unser Freund, wenn er noch etwas älter sei und

sich weiter so gut führe, einmal einen guten Helfer für die Sonntagsschule abgeben werde.

Der Schlangenbiß.

Da hörte ich eines Abends, daß man unsern Freund von dem etwa eine knappe Meile entfernten Geschäft zu seinen Eltern in das Dorf gebracht habe, denn — eine Schlange habe ihn gebissen! Er war auf der Jagd gewesen und kehrte erst zurück, als es schon dunkelte. Seine beschmutzten Schuhe zog er vor dem Haus aus und betrat sein Zimmer barfuß. Da fühlte er plötzlich in der Nähe des Knöchels einen Schmerz, wie wenn ein Holzsplitter ihn verwundete. Auch schrie bald eine Katze, die im Raum war, laut auf, und nun ahnte unser Freund Unheil. Als er

Indianische Sonntagsschule in Nikaragua.

schnell Licht machte, sah er die Schlange gerade noch durch ein Loch in der Diele davon huschen. — Der Händler ließ den Lehrling sofort in ein Boot schaffen und zu seinen Eltern fahren, wo ihm von zwei tüchtigen eingebornen Schlangendoktoren Hilfe zuteil wurde. Diese hatten schon gar manchen das Leben gerettet, daher hoffte ich auch für diesen Fall von seiner Behandlung das Beste. Als ich ihn in den nächsten Tagen wieder besuchte, war der Kranke sehr ernst und gab uns zu verstehen, daß er wohl sterben werde. Ich suchte ihn zu trösten und sagte ihm, daß viel für ihn gebetet werde und daß ja auch die beste ärztliche Hilfe ihm zu teil werde. Doch blieb ihm diese Todesahnung, und er sprach sie bei meinen spätern Besuchen noch bestimmter aus. Der weiße Händler zeigte, wie hoch er den jungen Burschen schätzte dadurch, daß er die Kosten nicht scheute, einen weißen Arzt aus der Stadt Bluefields kommen zu lassen. Doch auch dieser konnte nicht helfen.

Der Tod.

Es wurde schlimmer mit dem Kranken, ja er hatte viel zu leiden. Doch auch im Leiden blieb er der festen Zuversicht, daß er „zum Heiland gehe". So drückte er sich aus. Wir brauchten ihn eigentlich gar nicht zu trösten, sondern er tröstete uns, besonders seine Mutter und Schwester, die sehr um ihn trauerten. Es trat bald schon das Stadium der Krankheit ein, wo Blut von allen Schleimhäuten sich absondert. Aus Nase, Ohren, von der Zunge und von schon fast geheilten Hautverletzungen sonderte sich tropfenweise Blut ab. Da konnten wir nur noch beten, daß der Herr den Leidenden bald durch ein sanftes Ende erlösen möchte. — Unser Freund ging heim, er ging zu seinem Heiland.

Ich betrauerte den Jüngling sehr und fragte mich, warum gerade er sterben mußte. Von ihm hatten wir noch manches gehofft. Er war unsere ganze Freude gewesen. Eine Antwort wurde mir nicht gleich, und ich hatte diesen traurigen Fall einfach als aus Gottes Hand zu nehmen; wie Gott es fügte, der ja alles zum Besten macht, wenn es auch uns nicht immer gleich klar ist, so mußte es ja gut sein.

Der Jünglingsverein.

Da, nicht viele Tage nach dem Begräbnis, kam ein junger Bursche zu einer Aussprache zu mir. Er sagte mir ungefähr das Folgende: „Der Verstorbene war mein Freund. Ich habe ihn mehrfach auf seinem Krankenlager besucht, und es machte tiefen Eindruck auf mich, daß er so leicht und freudig starb. Ich möchte auch ein rechter Christ werden". — Ein anderer Bursche sprach sich bald darauf ähnlich aus, und von noch einigen kam mir ähnliches zu Ohren, so daß mir klar wurde, daß der Herr selbst durch diesen Heimgang zu den Herzen der jungen Burschen geredet habe.

Da schlossen wir uns zusammen. Denn Einigkeit macht stark. An bestimmten Abenden kamen die jungen Leute — es waren ihrer etwa zehn geworden — ins Missionshaus. Wir lasen einen Bibelabschnitt mit einander, und jeder beteiligte sich am Gebet. Wir haben auch gespielt oder den Abend auf andere fröhliche oder nützliche Weise zugebracht.

Dann mußte ich aber bald Abschied nehmen vom lieben Pearl Lagoon und von meinen jungen Freunden, da ich zur Erholung in die Heimat zu reisen hatte. Mein Nachfolger aber hat mir geschrieben, daß die Zahl derer gewachsen ist, die sich diesem Kreis der Jünglinge angeschlossen hat.

So haben wir auch dort drüben eine Art Jugendbund bekommen, dem wir alle von Herzen weiteres Wachstum und Gedeihen wünschen.

Und wir alle, groß und klein, was wollen wir aus dieser Geschichte lernen? — Das wollen wir uns immer wieder aussprechen, daß wir uns schon in der Jugend dem Herrn Jesus zum Eigentum ergeben sollen, damit auch wir, wenn einst unser Ende kommt, sagen können: „Wir gehen zu Jesus".

Wie ein kleines Mädchen für die Mission in Südafrika wirkte.

Man schreibt uns: Jetzt, wo durch den Krieg das allgemeine Interesse auch nach Afrika gerichtet ist, dürfte es vielleicht manchem Leser eine Freude machen, einmal eine kleine Erzählung zu hören, wie ein junges deutsches Christenmädchen Veranlassung gegeben hat, daß viele Hottentotten, die in und um die Kapstadt her wohnten, gern das Christentum annahmen. Es war Mitte der dreißiger Jahre, ich war damals drei Jahre alt, da trat eines Morgens in unser Wohnzimmer, wo ich allein gespielt hatte — ich erzähle die ganze Begebenheit, wie sie mir später von meinen Eltern mitgeteilt worden ist — ein junger Mann herein, mit langen Locken um das Haupt, genau so, wie ein schöner Christuskopf sie hatte, der in meiner Eltern Stube über dem Sofa hing und der noch heute auch mein Zimmer schmückt. Dieser Jüngling sollte in nächster Zeit von der Brüdergemeine als Missionar nach der Kapstadt gesandt werden. Er hatte meine Eltern kennen gelernt und wollte sie von Herrnhut aus noch einmal besuchen. Ein Blick auf das jugendliche Antlitz und ein zweiter auf den Christuskopf erweckten in der Kindesseele den Gedanken einer großen Aehnlichkeit zwischen beiden, und eilends lief ich nach meiner draußen beschäftigten Mutter und rief sie mit den Worten: „Mutter, komm schnell herein, der liebe Heiland ist zu uns zum Besuch gekommen!" Der angehende Missionar war so beglückt gewesen über den kindlichen Vergleich, daß er ihn fest in seinem Herzen bewahrt hat; und als er bald darauf im Dienst seines Heilands den armen Heiden das Evangelium predigte, erzählte er ihnen auch die Geschichte von dem kleinen Mädchen in der fernen Heimat, und sie lauschten seinen Worten, und er mußte sie ihnen immer und immer wieder erzählen; ja viele ließen sich gerade von ihm gern taufen, weil sie sich nun ein Bild machten, wie der treue Menschenfreund ausgesehen hat, und auch der Missionar erhielt dadurch in ihren Augen einen höheren Wert. Das kleine Mädchen von damals — jetzt eine alte Frau — denkt oft mit herzlicher Freude daran, daß sie als Kind berufen war, in dem fernen

Jugendtag Mai 1914 in Niesky O.-L., unter den Linden des Turnplatzes des Pädagogiums der Brüdergemeine.

Erdteil von sich reden zu machen und Veranlassung gab, daß so viele Heiden dem Christentum zugeführt wurden. —

Diese Erzählung findet sich in einer früheren Herrnhuter Missionszeitschrift.

Kleine Züge aus dem Leben und vom Denken der Heiden am Nyassa.

Das ins Feuer gefallene Kind.

Ein Evangelist aus der Gegend von Mbozi im Nyassagebiet erzählt in seinem Tagebuch: Wir kamen zum Häuptling Schyombe. Eine seiner Frauen hatte ihr Kind im Alter von etwa zwei Jahren allein im Hause gelassen. Das Kind war dem Feuer zu nahe gekommen. Es war hineingefallen, aufgestanden und wieder hineingefallen. Das hatte sich mehrere Male wiederholt, denn das Kind wußte nicht, in welcher Richtung es das Feuer verlassen sollte. Der Häuptling Schyombe und die Mutter des Kindes schlossen daraus, daß einer der Vorfahren im Totenreich das Kind ins Feuer stieß und es nicht wieder herausließ! Ein Wahrsager mußte gefragt werden, welcher der Vorfahren der Familie übelgesinnt sei. Er nannte einen Geist, und es mußte nun diesem ein Opfer gebracht werden. Wenn das geschehen sei, so verhieß der Wahrsager, dann werde die Medizin anschlagen, und die Brandwunden würden bald heilen. Das Opfer wurde gebracht, aber die Wunden eiterten, und das Kind litt schwer. Da fragten die Eltern des Kindes einen andern Wahrsager, und dieser nannte ihnen einen andern Geist, dem ein Opfer gebracht werden müsse. Das Opfer wurde gebracht, die Wunden fingen an zu vertrocknen, und so war Schyombe nun davon überzeugt, daß der zweite Wahrsager besser sei als der erste. Das aber, daß das Kind sich nicht selbst aus dem Feuer heraus finden konnte und daß dann die Wunden von selbst anfingen zu heilen, weil viel Zeit vergangen war, daran denkt der Heide nicht; sondern die Geister und die Zauberer gelten ihm alles. Der Missionar aber sagte ihm, daß alles in Gottes Hand liege. Darauf meinte er: „Ja, das mag sein, aber Gott tut alles durch Menschen."

Rettung aus der Sklaverei.

Einen Blick in das tiefe Elend der Negersklaverei läßt uns die Lebensgeschichte Samuel Crowthers tun, eines befreiten und später in der Mission wirkenden Negers, die er selbst im Jahre 1837 in Sierra Leone geschrieben hat.

„Der Morgen", erzählt er, „an welchem meine Vaterstadt Okoku das traurige Los so vieler teilte, war schön und lieblich aufgegangen. Die Einwohner waren fast alle an ihren Geschäften. Wir bereiteten eben das Frühstück, als der Lärm erscholl: Die Feinde nahen heran. Ganz kurz nachher hatten sie schon die ganze Stadt umzingelt, um niemand entwischen zu lassen. Sie war mit einer hölzernen Brustwehr schlecht befestigt und zählte 12000 Einwohner, worunter 3000 Streitbare. Der Widerstand dauerte nur 3—4 Stunden, weil alles überrascht, unvorbereitet, die Schutzwehr schlecht, der Tore nicht weniger als 6 waren.

Welch ein Anblick tat sich jetzt auf! Weiber mit 3, 4, 6 Kindern an den Armen, die kleinsten auf dem Rücken, Gepäcke auf dem Kopfe, rannten, so schnell sie konnten, durch Dorngesträuche fort, die sich in ihren Bündeln verfingen und sie ihnen vom Kopfe rissen. Jetzt suchten sie sich wenigstens mit ihren Kindern zu retten, aber wie konnten sie das, während die Feinde mit Schlingen hinter ihnen her waren, die sie ihnen über den Hals warfen und sie fingen, um sie dann wie gekoppelte Ziegen wegzutreiben. Oft wurde eine Familie zwischen mehreren Feinden zerteilt und so grausam auseinandergerissen, um sich nie wieder zu sehen.

Auch ich wurde so mit meiner Mutter, meinen Schwestern, die eine noch ein Säugling, und einem Verwandten gefangen. Meinen Vater hatte ich zum letzten Male gesehen, als er aus dem Kampfe zurückeilte, um uns das Zeichen zum Fliehen zu geben. Ich hörte später, daß er in einer andern Schlacht umkam. Unser Besitzer, ein Mohammedaner, führte uns durch die Stadt, wo wir einem gräßlich verwundeten, dem Tode nahen Manne begegneten. Dann stießen wir auf etliche Fulahs, die rissen mit Gewalt meinen Verwandten fort. Auch von dir mußte ich Abschied nehmen, armer Genosse! Am Hause meines Großvaters vorüber, das jetzt einsam stand, verließen wir die Stadt. Die Flamme wälzte sich über ihre Häuser nach allen Richtungen. (Schluß folgt.)

Wechselrätsel.

Mit H das Wort die Stunden kürzt
Und lieblich uns das Leben würzt,
Schafft Frohsinn und Behagen.
Mit R dagegen stört's und lärmt,
Verhängnisvoll umher es schwärmt:
Ein Sagen und ein Fragen.
Und schafft dir's Sorge, Not und Pein,
Laß schnell das Wort mit H herein,
Das alle Not hilft tragen.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen. Mk. 2.— von zwei Lesern „Aus Nord und Süd", durch Wilhelmine verw. Wetzig, Tanndorf a. Mulde.

Für das Aussätzigen-Asyl „Jesushilfe" in Jerusalem. Mk. 1.— durch Wilhelmine verw. Wetzig, Tanndorf a. Mulde, richtig erhalten zu haben, bescheinigt mit herzl. Dank

Expedition der Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1916. 17. Jahrgang.

Kinderfest der indischen Kinder (Kulis genannt) in Suriname.

I.

Schw. Wenzel erzählt: Es war Kinderfest. Der 18. August, Freitag, immer der letzte Schultag der Woche, war dieses Jahr (1911) dafür bestimmt. Die Kulikinder versammelten sich vormittags in der Schule. Lehrer Wagenaars hielt zuerst in Holländisch eine Ansprache. Dann fragte mein Mann in der Hindisprache an der Hand biblischer Bilder Geschichten aus dem alten und neuen Testament ab, und zuletzt wurde Verschiedenes von den Kindern einzeln vorgetragen. Zwischenein sangen sie Lieder in Hindi.

Nachmittags fand eine fröhliche Feier im Freien statt. Mein Mann und ich beeilten uns, daß wir um ½4 Uhr auf dem Schulplatz waren. Zwanzig Minuten geht man von unserem Hause bis zur Kulischule.

Dort waren schon die beiden eingebornen Lehrer und die Evangelisten eingetroffen. Daß auch eine fröhliche Kinderschar sich eingefunden hatte, hörte man von Weitem. Nun ging es auch gleich ans Spielen. Zuerst — „Zakdoekje rond, zakdoekje rond. („Das Taschentuch geht um.") Ik weet niet met waar ik't zoeken moet!" („Ich weiß nicht, wie ich es suchen soll.") Ein Kind steht im Kreis, und das Taschentuch wird außen herum weitergegeben. Dann kam Kloppebaas, (Plumpsack), Vos en Tuinman, (Fuchs und Gärtner, dasselbe wie Katz und Maus). Ein Brahmanensohn, dessen Vater sich auch als Zuschauer eingefunden hatte, zog, als die Rolle an ihn kam, schleunigst seine hohen Schnürschuhe und Strümpfe aus, um besser laufen zu können.

Besonderen Beifall fand „Piet, waar ben je?" („Peter, wo bist du?") Beide Spieler, mitten im Kreise stehend, haben die Augen verbunden. Wenn Piet gefragt wird, antwortet er mit kurzem Klingeln. Die Kinder schrieen und brüllten vor Vergnügen, vollends als einer, Surdschu (=Sonne), einen für einen Esel bereitgestellten Sack mit Gras streifte und an sich reißen wollte.

Zwischenein gab es auch einmal eine Erfrischung. Wir hatten zwei Flaschen Himbeersaft mitgebracht. Bollen (=Liebesmahlbrötchen) waren schon von der Bäckerei aus freundlichst auf den Platz besorgt worden. Nicht zu vergessen sind zwei große Schüsseln mit Wasser zum Spülen der Trinkgläser und -becher, denn bei den Indiern trinken nie zwei aus einem Gefäß.

So nahm das Einschenken, Trinken und Spülen viel Zeit in Anspruch. Dabei wurde es auch ganz feierlich still, denn alle hatten auf Bänken Platz genommen und kamen nun einzeln vor, um ihren Trunk entgegenzunehmen. Einer zwar, Tokani (=Wirbelwind), kam wohl vor, schüttelte aber bestimmt mit dem Kopfe und wollte nicht trinken. Da half auch alles Zureden nichts, er weigerte sich entschieden, aus demselben Becher zu trinken, aus dem schon andere getrunken hatten. Auffallend sind seine besonders großen

Ohrringe und ein langes Haarbüschel, das er am Hinterkopf hat.

Nachdem noch einige Spiele gespielt worden waren, wurde mit Gebet und Gesang geschlossen. Einer der Lehrer hat einen weiten Weg nach Hause. Er hat sich darum einen kleinen Eselwagen angeschafft. Diesen bestieg er nun, zündete die Laterne an und galoppierte davon. Die Kinder liefen hinterdrein. Auch wir zogen dankbaren Herzens heimwärts. —

II.

Auch im Mai 1915 feierten diese Kulikinder einen großen Festtag. Da war es nämlich zehn Jahre her, daß ihre Schule, die Anniesschule genannt wird, eingerichtet worden war. Da wurden natürlich auch nachmittags schöne Spiele gespielt. Unser Bild gibt eine Vorstellung von einem dieser Spiele. Das heißt „Die Königin". Ihr seht ja auch in der Mitte des Bildes ein größeres Mädchen, das als Schmuck eine kleine Papierkrone auf dem Kopfe hat. Dies ist die Königin, und neben ihr steht ein Bursche mit einem Dreimaster. Das ist ihr Gemahl, den sie sich im Spiel ausgesucht hat. Sämtliche Kinder nämlich bilden einen Kreis und gehen singend im Kreise umher. Währenddessen wählt sich die in der Mitte stehende Königin einen Gemahl. Ist dies geschehen, so huldigen alle Kinder diesem Prinzen und dann dem Königspaar.

Rettung aus der Sklaverei.

(Schluß).

Jetzt war die liebe Heimat hinter uns; es ging nach Jehi, dem Sammelplatz der Räuber, neun Stunden weit. Auf dem Wege sahen wir meine Großmutter mit andern ihrer Enkel und viele Bekannte und Freunde auf gleiche Weise weggetrieben. Auch da war es nur ein Blick; der letzte auf immer. Die alten Frauen barmten mich; sie konnten mit den jungen nicht Schritt halten und wurden oft mit dem Tode bedroht. — Ueberall Dörfer in Asche. In Jehi führte unser Besitzer uns vor seinen Häuptling, er behielt meine Schwester und mich und überließ die Mutter und den Säugling dem Sieger. Schreckliche Trennung! Wir wagten nicht laut zu weinen und schluchzten nur still. Gleich nachher wurde ich für ein Pferd ausgetauscht, und die Schwester sah ich nicht wieder. Ich hatte schon den dritten Gebieter. Der Häuptling aber nahm mich wieder zurück; ich zog mit ihm nach Dahdah, wo er wohnte, hatte dort das Glück, meine Mutter und Schwester wiederzusehen; nur Tränen sprachen meine Freude aus. Ich hatte

Schw. Wenzel, sitzend. Geschw. Schütz, stehend. Br. Wenzel, stehend. Schw. Voullaire, sitzend.

Das Königin-Spiel der Kuli-Kinder in Paramaribo (Suriname)
am 25. Mai 1915, dem Fest des zehnjährigen Bestehens der Anniesschule.

täglich Gras für die Pferde zu holen. Aber ein Unglückstag kam, an dessen Abend ich zu einem Nachbar geschickt wurde, um etwas Geld zu holen. Ich ging mit einer Angst ohne klaren Gegenstand. In wenigen Minuten war ich gefesselt und für die Nacht eingesperrt; ich brachte sie unter Schluchzen und Andenken an meine Mutter zu. Beim ersten Hahnenschrei erhoben sich die Händler, beluden die stärkeren Sklaven, und, die eine Hand an den Nacken gefesselt, gingen wir nach dem Sklavenmarkt Idschahi ab. Ein Knabe, wie ich, bat und flehte, seine Mutter noch einmal sehen zu dürfen. Aber Hiebe waren die Antwort; so schwieg ich, als der Zug an dem Hause vorüberging, wo Mutter und Schwester, mein einziger Trost, sich befanden. Das war die letzte schmerzliche Trennung. Ich wurde unter Scharen Unglücklicher von einer Mohammedanerin gekauft, die mich in ihre Heimat im Popo-Lande an der Küste bringen wollte, zuerst aber in Toho anhielt. Dort durfte ich mit ihrem Sohn frei umgehen, aber nie hätte ich gewagt, die Stadt zu verlassen, aus Furcht vor den Teufelshäusern und Sklavenjägern und vor dem gewaltsamen Tode, den mir stets sechs auf dem Marktplatz an einen Baum genagelte Menschenköpfe vorstellten. Endlich sollte es nach Popo gehen. Darin sah ich mein Urteil, an die Portugiesen dort verkauft zu werden. Verzweiflung ergriff mich; ich wurde krank und elend, versuchte umsonst, mich mit der Kette zu erwürgen, und ward wieder verkauft.

Jetzt ging es an die Küste. Der Lagos-Fluß wurde überfahren, ich ging rasch von einer Hand in die andere. Endlich kaufte mich ein Portugiese mit manchen andern. Zum erstenmal sah ich mit Entsetzen den weißen Mann. Jetzt wurden wir Knaben mit Männern an einer 36 Fuß langen Kette zusammengeschlossen, jeder hatte einen Eisenring um den Hals. Wenn einer der zornigen Männer riß oder schnurrte, gab es Wunden an unsern zarten Hälsen; im Schlafe wurden wir durch das starke Anziehen der Kette fast erstickt; die Luft war in dem engen, heißen, festgeschlossenen Raum fast nicht zu atmen; zuletzt band man uns Knaben nur mit Stricken zusammen. So lebten wir vier Monate.

Endlich gings bei Nacht auf das Sklavenschiff. Am zweiten Tage waren wir nicht wenig erstaunt, als man uns aus dem Schiffsraum herauffließ und wir uns von stattlichen weißen Männern mit langen Schwertern umringt fanden. Zwei englische Kriegsschiffe hatten den Sklavenhändler genommen. Unsere Besitzer waren gefesselt. Der Hunger, denn wir hatten an Bord noch nichts zu essen bekommen, machte uns kühn, wir nahmen Früchte auf dem Verdeck, und man ließ uns gewähren. Wir fingen an, unsere Gebieter minder zu fürchten. Endlich wurden wir unter den Kriegsschiffen verteilt. Als wir an Bord des unsrigen kamen, sahen wir Stücke von einem Schwein dahängen und schwarze Kugeln auf dem Verdeck gehäuft. Wir glaubten mit Entsetzen zu wissen, was aus unsern Unglücksgefährten geworden. Dort hing ihr Fleisch, hier ihre abgeschnittenen Köpfe. Auch wir sollten den Weißen zum Mahle dienen. Bald aber erkannten wir mit Freuden unsern Irrtum. Wir wurden wie zu Hause auf dem Schiffe und halfen den Matrosen. Bald landeten wir in Sierra Leone. Ich kam nach Bathurst und erhielt Unterricht. Der Herr öffnete mein Herz, ich erkannte mein Sündenelend, suchte Vergebung in Jesu Christo und wurde getauft. Ich wurde zum Lehrer meiner armen Landsleute ausgebildet. Möge ich doch nun immer von neuem begehren, Jesu Christo zu dienen, denn sein Dienst ist vollkommene Freiheit.

Ein Besuch im Hospital zu Paramaribo.

Auch im Krankenhaus sind oft indische Frauen. Die besucht Schw. Wenzel auch. Davon schreibt sie: Mein Mann ging durch die Männersäle und ich durch die Frauensäle. So kam ich am besten an die Kulifrauen heran. Konnte ich leider in geistlicher Beziehung noch nicht viel an ihnen arbeiten, so freuten sie sich doch über Teilnahme an ihrem Ergehen. Meine kleine Taschenbibel und eine Anzahl Blätter in Negerenglisch, Holländisch, Englisch und Hindi nahm ich stets mit. Wer weiß, wem man gerade damit Freude machen konnte. Es gab unter den Kranken immer solche, die gern etwas zum Lesen annahmen und auch darum baten. Doch gerade an Kulifrauen konnte ich leider fast nie Hindischriftchen abgeben, denn es ist eine Seltenheit, wenn eine des Lesens kundig ist.

So überraschte es mich einmal sehr, als eine ältere Indierin mich um das Buch Hiob bat, welches mein Mann ihr auch später einmal gab. Es stellte sich heraus, daß sie schon früher in Delhi getauft worden war. Sie zählt nun zu unserer Kuligemeine und bildet beim Gesang eine Ausnahme unter den anderen kaum mitsingenden Frauen. Hier tritt es auch wieder zutage, wie sehr zurück diese sind. Selbst wenn mein Mann die Strophen vorsagt, singen sie noch kaum mit.

Einmal Sonntags ging ich während der allgemeinen Besuchszeit mit einer unserer Christinnen zusammen ins Hospital. Wir kamen zu einem großen Saal. Zu meiner Verwunderung ging es da recht lebhaft zu, man hörte ein lautes Stimmengewirr. Als ich durch die weitgeöffnete Türe eintrat, saßen da wohl über 100 Indier, Männer und Frauen, reihenweise am Boden. Jedes hatte eine große, runde Blechmarke um den Hals hängen. Alle waren erst mit dem letzten Schiff von Indien eingetroffen und zur Untersuchung ins Hospital gebracht. Als ich auf sie zuschritt, hielten einige ihre Marken mir entgegen und fragten, auf welche Plantage sie kommen würden. Das konnte ich ihnen freilich nicht sagen. Sie wurden fürs erste nur nach Nummern gezählt. Es waren keine Christen unter ihnen.

Bis voriges Jahr waren viele römische Schwestern als Pflegerinnen im Hospital angestellt. Jetzt ist es

anders. Mehr als 30 Mädchen aus den anderen Kirchengemeinschaften, auch aus unserer Kreolengemeine, sind nun dort tätig. Sieben dieser Mädchen haben im vergangenen Monat nach fünfeinhalbjähriger Tätigkeit ihr Examen gemacht. Einige dieser Schwestern kamen früher jeden Donnerstag zu einer Gebetsstunde in unser Haus, aber in den letzten Wochen war ihnen das nicht mehr möglich. Es gab neben aller Arbeit im Hospital viel fürs Examen zu lernen, sodaß sie sich gelegentlich noch in der Nacht hinter die Bücher setzten.

Möge des Herrn Segen auch auf diesem Arbeitszweig ruhen! So manches surinamische Mädchen findet da eine Stellung, die sie befriedigt, in welcher sie aber auch vielen zum Segen gereichen kann.

Von der Riesenschlange in Bethesda in Suriname.

Von Schw. Hedwig Wünsche.

Vor nicht gar langer Zeit machte sich ein aussätziger Mann früh morgens auf den Weg, um in seinem Grundstück zu arbeiten. Er hat da mit eigener Hand Bananen und Bakuben gepflanzt und dazwischen wieder Mais und switi Batata (eine Art Kartoffel) Kasava, Napi usw. gesteckt. Dies mußte nun fleißig

unterhalten werden; denn das Unkraut wuchert in Suriname gar sehr, und die wilden Schlingpflanzen sind gar frech und saugen den guten Pflanzen die Lebenskraft aus, sodaß sie in kurzer Zeit kümmerlich umkommen müssen, wenn das Unkraut nicht immer wieder entfernt wird. So will auch unser guter Josef (denn so heißt der Mann) das Seinige tun, denn er hat seine Freude an seinem Grundstück. Es gedeiht auch alles gut unter seiner Pflege.

Er macht sich also früh etwa um 7 Uhr auf den Weg, ehe die Sonne zu heiß scheint. Da erblickt er auf einmal eine Riesenschlange, die sich wie ein Baumstamm über den Wassergraben gelegt hat und ihre geteilte Zunge nach einem Huhn ausstreckt. Dieser Schmaus sollte ihr aber nicht gut bekommen, denn o weh! der Josef schrie nun sofort aus voller Kehle: Mani! kom hesi, wan Aboma de dia (d. h. Mani, komm schnell, eine Riesenschlange ist hier). Und der Mani, ein geübter Schütze, kam mit seinem Gewehr, und das lüsterne Tier war bald erlegt und mußte seinen Raub wieder hergeben. Dann aber wurde es von mehreren kranken Jungen auf den Schultern getragen und im Triumph unter Trommelschlägen durch ganz Bethesda geführt.

Später gings dann an die „Wasserseite", und dort wurde der Schlange das Fell abgezogen. Die Buschneger machen sich nämlich von der Schlangenhaut sehr schöne Gürtel. Das Fett der Schlange kam in ein leeres Petroleumblech, darunter wurde später ein Feuer gemacht; denn das geschmolzene Fett dieser „Aboma" läßt sich sehr gut zu Einreibungen gegen Rheumatismus gebrauchen.

Unser Josef ist an dem Morgen nicht mehr in sein Grundstück gekommen. Als er am nächsten Tage hinging, hat er sich, nachdem er eine Zeitlang gearbeitet hatte, ein Feuer gemacht, hat einige Kasava aus der Erde ausgegraben, diese im Bächlein gewaschen und sie sich dann geröstet. Das hat ihm gut geschmeckt. Das tut er öfters einmal, wenn er dazu Lust hat. Uebrigens kann er, was er sonst von Früchten erntet, an die Haushaltungsschwestern verkaufen. Das wird alles wieder für die Kranken verwendet.

Aus der Zeit für die Zeit.

Glück zu, du deutsche Jugend, die du in dieser großen Gotteszeit heranreifst! . . . Aber wie sie sich draußen im Kugelhagel auf ihr Bestes besinnen, so soll auch das heranwachsende Geschlecht daran seinen Teil haben. Gelernt haben soll es, die Lüge gründlich verachten; tief einprägen soll sich ihm, daß andere beglücken erst wahres Glück ist. Die Vaterlandsliebe wird nicht mehr Sache der Festreden sein, sondern etwas, was jeden angeht. Lernen soll unsere Jugend, ihre Pflicht voranzustellen dem Recht. — Ein dauernder Friede ist unsere Zuversicht, und du, deutsche Jugend, sollst sein genießen, sollst ihn hüten und heiligen!

H. Bauer.

Rätsel.

Mit Kopf besitzt es jedermann,
Er sei klein oder groß;
Und ohne Kopf man's finden kann
Tief in der Erde Schoß. K. Spindler.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen. Von Martha Schröter, Neudresden, aus der Missionsbüchse Mk. 4.25, von Mariechen Zehbe, Neudresden, aus der Missionsbüchse Mk. 5.10, erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichen Dank

Expedition der Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1916. 17. Jahrgang.

Es ist noch eine Ruh vorhanden.

Zur Erinnerung an die jugendlichen Helden R. Voullaire und Th. Hahn.

Ostergedanken erfüllen unser Herz.

Gott sei Dank, daß in dieser entsetzlichen Zeit des vielen Sterbens auf dem Kriegsschauplatz alle, die an unsern Heiland glauben, die feste Zuversicht haben, daß nach diesem Leben voll Kampf und Streit noch eine Ruhe vorhanden ist dem Volke Gottes; eine Zeit des Glücks und des Friedens kommt für alle, die nicht hoffnungslos sterben, sondern nur als Kinder ins große Vaterhaus hinübergehen, um nun in ewiger seliger Gemeinschaft mit Gott und dem Heilande zu leben.

Aus der Reihe der vielen im Kampfe für das Vaterland gefallenen Heldensöhne unsers Volks greifen wir wieder einmal zwei heraus, um uns dankbar dessen zu freuen, daß sie, wie wir zuversichtlich glauben, eingegangen sind in die Ruhe, die vorhanden ist dem Volke Gottes.

Es sind die beiden Mitglieder der Brüdergemeine, die zwei frischen, frohgemuten Kriegsfreiwilligen Richard Voullaire, ein Missionskind, Sohn unserer Geschw. Richard Vollaire in Suriname, der mit seinen 20 Jahren als Leutnant beim Infanterie-Regiment 177 stand, und Theodor Hahn, 21 Jahre alt, Vizefeldwebel bei den 103ern, der Sohn unserer Geschw. Aug. Hahn in Herrnhut, die beide den furchtbaren feindlichen Angriffen in der Champagne Ende September und Anfang Oktober 1915 zum Opfer fielen. R. Voullaire hatte seine erste Schulbildung in der Knabenanstalt in Kleinwelka erhalten, Theo Hahn hatte anfangs die Herrnhuter Schule besucht. Dann haben beide Jünglinge auf unserem Niesky'er Pädagogium ihre Studien fortgesetzt; R. Voullaire wollte die Gymnasialzeit in Zittau zum Abschluß bringen, Theo Hahn hatte in Gnadenfeld sein erstes theologisches Semester hinter sich, als der Krieg ausbrach.

Beide waren mit Leib und Seele Soldat und doch auch Christen. Sie wußten ihr Christentum in echt brüderischer hoffnungsfroher und männlich fester Weise zum Ausdruck zu bringen.

So schrieb R. Voullaire in seinem letzten Brief an seine Verwandten nach Herrnhut (3. Oktober 1915): Ein Aengstlichsein oder Furchthaben ist gänzlich unnötig, im Gegenteil nur Beweis mangelnden Gottvertrauens. Ihr dürft euch nicht ängstigen! Ihr schadet euch nur, während wir hier draußen nicht an Angst denken, sondern fröhlich und guter Dinge sind. Ihr stellt euch das Leben hier draußen immer zu böse vor. Die letzten 7 Tage z. B. haben wir so vergnügt zusammen in Stellung und hier gelebt, daß ihr euch ärgern würdet über all die unnötige ausgestandene Angst. Es kann uns nichts geschehen, als was Gott hat ersehen, daß es uns heilsam ist, das ist das, woran ich fest glaube, was mir meinen Frohsinn aufrecht erhält. Wollt ihr euch nicht auch daran halten? Die zwei Zeilen begleiten mich überall und haben einen so überaus beruhigenden Einfluß auf die Nerven.

Und über Theo Hahn schreibt Hans Voullaire, selbst verwundet, aus Sedan am 4. Oktober 1915:

Am 24. Sept. gegen Abend erreichte das Feuer seinen Höhepunkt, und unser Unterstand erbebte unter dem unausgesetzten Krachen der einschlagenden schweren Granaten und den ohrenzerreißenden Minenexplosionen, und wir glaubten, jeden Augenblick verschüttet zu werden. Während dieses Höllenlärmes schlugen wir, um uns Trost und Stärkung zu verschaffen, die Losung des Tages nach, die so herrlich mit dem Verse schloß: „Es ist noch eine Ruh vorhanden, auf, müdes Herz, und werde licht!“ Als Theo sie gelesen hatte, äußerte er zu mir: „Wie schön!“ und wiederholte mit großem Nachdruck: „Ja, es ist noch eine Ruh vorhanden.“ Es waren die letzten Worte, die ich von ihm vernahm. Bald darauf rief ihm der Beobachtungsposten etwas zu, und Theo eilte hinaus, um nachzusehen, was es gäbe. Er kehrte nicht mehr zurück. Ich fand ihn, tödlich getroffen mit den beiden Posten im Graben liegen. Eine Granate hatte ihrem Leben ein sofortiges Ende bereitet; er wird keine

Tigerpaar.

Sekunde gelitten haben. So hat er schneller, als er dachte, die Ruh gefunden, nach der er sich sehnte, und Gott hat ihn aus dem furchtbaren Ringen heraus gnädig in seine schützenden Vaterarme genommen.

Am 20. November 1914, nachdem er die Nachricht vom Heldentode seines Freundes Herbert Martin erhalten hatte, hatte Theo Hahn geschrieben:

„Jetzt bin ich wieder gefaßt. Ich bin traurig, tief traurig und auch freudig, denn mein Herbert hat's gut. Er ist bei unserm lieben himmlischen Vater, den wir gemeinsam gesucht und gefunden haben. Wieviel ich an ihm verloren habe, wage ich garnicht auszudenken, und ich werde es ja auch erst merken, wenn ich wieder heimkehren sollte. Gott weiß es; vielleicht ruft er auch mich in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Und endlich die schöne Stelle aus Theo Hahns Brief vom 1. Sept. 1915 (4 Wochen vor seinem Heimgang): Gestern als ich auf meinem Lager lag, erlebte ich eine herrliche Stunde. Der Herr war mir greifbar nahe. Die Vergebung der Sünden durch seinen Kreuzestod wurde mir in seiner tiefsten Tiefe klar. Das war immer der Punkt, bei dem mir die völlige Gewißheit fehlte. Durch Nacht zum Licht. Es ist alles Gnade, unverdiente Gnade. Ihr ahnt garnicht, wie fröhlich ich bin.

Wer so stirbt, der stirbt wohl. Meine lieben jungen Freunde! Wollt ihr nicht auch alle leben wie diese frischen, fröhlichen, männlich gläubigen Gotteskinder, damit ihr auch so sterben könnt wie sie? Er kann den Schwachen genug Kräfte machen, daß sie stets wachen und siegreich sind.

Die Tigerkatze in Bethesda, Suriname.

Einmal hatten die Kranken in Bethesda Besuch von einer Tigerkatze. Wer von den Kranken Lust hat, kann sich nämlich Hühner halten. Ein jeder stellt dann sein selbst gezimmertes Hühnerhaus in eine gemeinsame Umzäumung. Wer aber nun nachlässig ist und abends seine Hühner einzuschließen vergißt, dem kann es passieren, daß ihm in einer Nacht alle seine Hühner abhanden kommen. So hatte ein Kranker in einer Nacht 14 Hühner verloren. Die hatte ihm eine Tigerkatze weggeschleppt! Leider kommen diese Tiere auch bei Tage und holen sich die schönsten Hühner. Und lange Zeit konnte es den Bethesdabewohnern nicht gelingen, des bösen Tieres habhaft zu werden und es zu erlegen.

Begegnung mit einem deutschen Unterseeboot.

Reise-Erlebnis eines norwegischen Missionars.

Der nach Afrika zurückkehrende Missionar Pastor Astrup von der Schreiberschen kirchlichen Mission in Norwegen befand sich am 17. Juli 1915 auf dem schwedischen Schiffe „Nordic“ in der Nordsee und war gerade mit dem Ankleiden fertig, als laut an seine Tür geklopft wurde. Der Aufwärter steckte den Kopf durch die Kajütentür und gab den kurzen, aber inhaltschweren Bescheid: „Nun werden wir von einem deutschen Unterseeboot angerufen.“ Astrup eilte, ohne seine kranke Frau zu wecken, auf Deck und sah das Unterseeboot, das plötzlich aufgetaucht war, einige Faden entfernt liegen. Ein Teil von dessen Mannschaft umstand das Periskop. Ein Schuß hatte das norwegische Schiff zum Halten gebracht, und der Kapitän fuhr auf einem Boot nach dem deutschen „Ungeheuer“ hinüber, begleitet von den Blicken seiner ruhig und erwartungsvoll auf Deck stehenden Mannschaft. Die Aufwärter begannen Proviant aufzuhäufen.

„Glauben Sie wirklich, daß das Unterseeboot unser Schiff zerstören wird, so daß wir in Boote gehen müssen?“ fragte Astrup den einen. Dieser antwortete: „Wir müssen auf alles gefaßt sein; Bauholz ist Kontrebande“ (Schmuggelware). „Sieh da!“ rief er und zeigte auf das Meer. Und in der Tat, da lag, kaum eine englische Meile entfernt, ein russisches Dampfschiff, fast so groß wie der Nordic (7—8000 Tonnen); es

war dem Versinken nahe. „Das ist ein Russe von Archangelks“, erklärte der Kellner; „er ist gerade von dem Unterseeboot torpediert.“ Astrup gingen tausend Gedanken durch den Kopf, die sich besonders um die angenehme Aussicht, tagelang im offenen Boot auf dem Meere zu treiben, drehten. Schnell traf er Vorbereitungen für eine etwaige Uebersiedlung in ein Boot. Vor den Salontüren standen die ausgesandten Schwestern der Schreuderschen Mission ruhig und gefaßt. Ein halbschwarzes Mädchen aber, Astrups Pflegetochter, war in Tränen aufgelöst, doch nicht aus Sorge um ihre Person. „Für mich ist es einerlei“, sagte sie, „aber was soll mit Mama werden, die so krank ist?“ Der Missionar beruhigte sie und wandte sich im Gebet zu Gott. Das Folgende lassen wir ihn selbst erzählen, indem wir seine eigenen Worte deutsch wiedergeben.

„Es waren spannende Augenblicke, wie man sie nicht oft erlebt. Wieviel hing nicht, menschlich geredet, von einigen Minuten ab und von einem Manne, dem Kommandanten des Unterseebootes: Eigentum im Werte von Millionen, vielleicht manches Leben! Endlich erscholl der Ruf von Deck: „Klar!“ O, welche Erleichterung, welche Befreiung, welcher Jubel! Wir Passagiere eilten in den Salon und schütteten unsere Herzen in Dank gegen Gott aus, der alles lenkt, auch die Gedanken und Ratschläge der Menschen. Wir lasen den 112. Psalm. (?)

Ich ging wieder auf Deck und gratulierte dem Kapitän. „Das hielt schwer“, sagte er; „ich glaube sicher, daß, hätte ich nicht so gut deutsch reden können, ich schwerlich klare Fahrt bekommen hätte.“

Das Unterseeboot fuhr wieder auf das russische Schiff zu. „Glauben Sie“, fragte ich den Telegraphisten, „daß es dem Russen noch einen Schuß geben wird?“ „Nein“, erwiderte er, „dazu ist jeder Schuß zu kostbar, vielleicht 10 000 Kronen (12 000 Mk.). Aber die Deutschen wußten Rat. Bald sahen wir eine dicke Rauchwolke von dem russischen Schiffe aufsteigen. Die Deutschen hatten Feuer an die Ladung gelegt, und bald hatte die Welt das letzte von dem Russen gesehen. Was aus der Besatzung wurde, wissen wir nicht. Aber unser Kapitän und der erste Steuermann erzählten, daß sie mit dem Fernrohr ein Fischerfahrzeug, wahrscheinlich ein holländisches oder norwegisches, beobachtet hätten; sie nahmen an, daß von diesem die Besatzung aufgenommen wäre.“

Als alle Gefahr vorüber war, erzählte Astrup seiner Frau von der dramatischen Lage, in der sie sich befunden hätten. Am 18. August kamen sie wohlbehalten in Durban an und feierten bald darauf dankerfüllt den ersten Sonntag auf ihrer Station Entumeni. (Nach Zuluvenen 1915, 79 ff.)

Ein Kind am Nyassa sieht sich von Engeln geholt.

Dankbar müssen wir dafür sein, so schreibt Br. Bachmann in Mbozi im Nyassalande, daß immer wieder einzelne kommen, um Jesu nachzufolgen. Zu diesen einzelnen gehört auch jene Frau, von der einer der Evangelisten erzählt. Er schreibt: „Bei Mwashambwa trafen wir eine Frau. Wir grüßten sie. Dann erzählte sie uns die Geschichte ihres Kindes. Sie sagte: Mein Kind war krank, sehr krank. Wir haben gebetet und geopfert, aber das Kind wurde

Negerkind in Deutsch-Ostafrika im Spiel mit weißen Kindern.

immer kränker. Eines Tages hatte sich die Kleine auf meinem Schoße. Da sagte sie: „Mutter, Mutter, siehst du sie nicht kommen?“ Ich antwortete, daß ich niemand sähe. Das Mädchen aber sagte: Sieh doch, Mutter, die Engel des Heilandes kommen vom Himmel, um mich zu holen. Mutter, ich gehe in den Himmel, komme nach. Es ist alles wahr, was uns die Lehrer sagen. Lebe wohl, bis wir uns wiedersehen. Als das Kind das gesagt hatte, starb es. Mein Kind hat die Engel Gottes gesehen. Sie haben es geholt, als es starb. Ich will dahin gehen, wo es hingegangen ist. Mögen die Leute sagen, was sie wollen.

Ich glaube, so fügte Br. Bachmann bei, daß in diesem Lande viele verborgene Gläubige leben.

Wenn es Gott gefällt, wird er sie offenbar machen. Sollte es nicht eher sein, als an jenem großen Tage, so wird die Freude und der Dank doppelt groß und rein sein. Denkt bitte, weiter an die Arbeit hier, die wir im Auftrage des Herrn und seiner Gemeine tun.

Betet besonders dafür, daß jetzt die Feinde nicht unser schönes Deutsch-Ostafrika gewinnen! Gott behüte unsere Missionare!

Wie Bäume Krankheiten übertragen!

Wir trafen, schreibt Br. Bachmann aus dem Nyassalande, ein Kind, das geschwollene Beine hatte. Wir fragten, was es habe, da sagte der Vater: „Es hat bei einem Baume gespielt, in den man eine Krankheit übertragen hat.“ Der Evangelist machte mir die Sache klar, denn ich kannte diesen Aberglauben auch noch nicht. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Wenn jemand an einer Krankheit leidet, die nicht weicht, weder durch Opfer noch durch Medizin, so wird sie nach dem Glauben der Nika in einen Baum übertragen. Und zwar so: Der Kranke muß diesen Baum anfassen und ein Medizinmann impft ihm eine Medizin in die Beine. Durch das Impfen und die Medizin geht die Krankheit durch die Hände des Kranken in den Baum. Wenn nun jemand längere Zeit sich bei dem Baume aufhält, so geht die Krankheit aus dem Baume in diese Person über. In dieser Lage war jenes Kind gewesen.

Ein Kinderbrief an den Grafen Zeppelin.

Aus Friedrichshafen wird uns geschrieben: Nach den jüngsten Erfolgen unserer Zeppelin-Luftschiffe ging dem Grafen Zeppelin von einem elfjährigen Mädchen aus einem Dorfe Schleswig-Holsteins im Namen von fünf Schulkindern folgender hübsche Brief zu:

Herr Graf!

Dürfen wir Schulkinder Ihnen acht Mark senden aus Freude über unsere Zeppeline? Weil Sie selbst Geld genug haben, wollen Sie es wohl nicht annehmen. Geben Sie es nur dem Mann, der die erste Bombe auf die Festung Paris warf. Wenn das einer ist, der auch selber Geld genug hat, so kann er es einem andern geben. Ein verwundeter Flieger kann es wohl gebrauchen. Wir haben das Geld für 160 Pfund Eicheln bekommen, die wir kleinen Mädchen und Knaben im Gehölz gesammelt haben. Zuerst sollten wir 8 Pfennig für das Pfund haben; wir bekamen aber nur 5 Pfennige. Das ist auch genug in dieser Kriegszeit, weil alles schon zu teuer ist, zum Beispiel Margarine. Wir wohnen im Kreise Hadersleben. Es ist nicht weit bis zur dänischen Grenze. Wir sind nur wenige Kinder, denn die Leute hier haben nicht viele Kinder. Vor zwei Jahren war hier eine Familie, die hatte 18 Kinder, aber jetzt wohnen sie nicht mehr hier. Das Dorf ist ganz klein. Es hat 180 Einwohner. Davon sind 21 einberufen. Es ist auch schon einer gefallen, nämlich Ole . . . Seine Mutter ist eine Witwe, und nun hat sie keine Kinder mehr. Peter . . . und Peter . . . sind vermißt, aber sie kommen wohl noch wieder. In weiter Ferne liegt Toftlund; da haben die Kinder schon einen Zeppelin gesehen. Ueber unserem Dorf ist noch kein Zeppelin und auch kein Flieger gewesen. Sonst ist von unserem Orte nicht viel zu sagen. Im Sommer ist es hier sehr schön. Im Winter sind die Wege immer schmutzig, der kleine Otto kann dann manchmal gar nicht in die Schule gehen. Nun aber werden große Gräben durch die Wiesen und das Moor gezogen. Dadurch wird das Land trocken und auch wohl besser. Es ist ein großes Werk und heißt die Kultivierung der Heide. Die Mädchen machen in der Schule Liebesgaben für die Soldaten, und alle miteinander sammeln wir Früchte, Geldspenden und Kleidungsstücke. Die Leute geben immer reichlich und gern. Zu Weihnachten sammelten wir über 100 Mark für Weihnachtspakete. Es kann wohl sein, daß sie verloren gegangen sind, denn es ist noch kein Dank eingetroffen. Der Krieg ist bald zu Ende, wahrscheinlich im Frühjahr. Den Engländern geht es sehr schlecht, und die Italiener wissen nicht mehr, was sie machen sollen. Sie haben auch so viel gelogen, darum ist der liebe Gott mit uns. Herzliche Grüße senden die Schüler . . .

Fahrt ins Leben.

In einigen Fischerdörfern an der Nordsee herrscht noch die Sitte, daß der Fischer, bevor er sein Boot in die See hinausschiebt, niederkniet und spricht: „Behüte mich Gott; denn mein Boot ist klein, und dein Meer so groß.“

Das ist eine kurze und gute Andacht zu nennen, die auch dem wohl ansteht, der sein Schifflein klar macht zur Fahrt ins Leben.

* * *

Eure Väter stehen im Dienste des Vaterlandes und vor dem Feinde. Für euch opfern sie Gesundheit, Blut und Leben. Deutschland erwartet Opfer auch von euch. Wenn eure Väter heimkehren aus dem Kriege, sollen sie eine tätige und tüchtige Jugend vorfinden. Ihr seid das kommende Geschlecht unseres Volkes!

Das stellvertretende Generalkommando in Kassel an die Jugendlichen.

Rätsel.

1234 Erhöht liegende, oft befestigte Gebäude.
2563 Seiten des Flusses.
3616 Weinstock-Ranke.
4367 Ein englischer Minister.

Man beachte, daß von oben nach unten und von links nach rechts dieselben Zahlen laufen.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1916. 17. Jahrgang.

Ostafrikanische Kriegserziehung.*)

Von Missionsinspektor Pfarrer M. Weishaupt in Leipzig.

In den kolonialen Kämpfen der letzten Monate haben die Eingeborenen eine recht erhebliche Kriegstüchtigkeit erwiesen. Bei der Verteidigung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes wurde die Tapferkeit und zähe Standhaftigkeit der Askari, die sich zum Teil freiwillig gemeldet hatten, von der Regierung mit besonderem Lobe bedacht. Der Kenner der Verhältnisse wird sich darüber nicht verwundern. Denn diese Askari stammen zum größten Teil aus den kriegerischen und kampfgewohnten Stämmen des Sudan. Aber auch die Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika selbst würden sich gegebenenfalls als Schutztruppensoldaten bewähren. Haben doch zahlreiche Stämme früher in beständigen Fehden miteinander gelebt, bis die deutsche Herrschaft dem ein Ende machte. Geborene Krieger sind z. B. die Dschagganeger in den Hängen des Kilimandscharo. Es dürfte noch allgemein in Erinnerung sein, welchen Widerstand im Jahre 1891 Wißmann an dem Häuptling Sina von Kiboscho fand, den er erst zur Unterwerfung zwingen konnte, als es ihm gelang, seinen Pulverturm in die Luft zu sprengen.

Die Dschagga haben ihre kriegerischen Eigenschaften im Kampfe mit den Masai ausgebildet. An ihnen fanden die immer beutelustigen Räuber nicht selten ihren Meister. Besonders die Leute von Moschi galten als gefürchtete Krieger. Sie waren dazu durch ihren Häuptling Rindi erzogen. Als dieser nämlich zur Regierung kam, ließ er in der Mjangatschischlucht, wo seine Männer „festmachende" Kriegsarznei brauten, die Töpfe zerschlagen und warf die Scherben in die Schlucht mit den Worten: „Der einzige Zauber ist der Speer und ein mutiges Herz." Gleichzeitig befahl er die unterirdischen Kriegshöhlen, in die man sich vorher gern versteckt hatte, zuzuschütten und führte seine Männer in den offenen Kampf.

Bei den Dschagga kennen schon die Knaben keine liebere Beschäftigung als das Kriegsspiel. Sie fertigen sich Speere aus Palmblattrippen und leichte Schilde aus Baumrinde und ziehen zum Kampf gegen den Nachbarbezirk aus. Gewöhnlich bewerfen sie sich zunächst mit den Früchten eines Nachtschattengewächses und gehen dann mit Schild und Speer aufeinander los Eine Vorübung ist das Reifenstechen. Die Knaben flechten sich Reifen aus Ruten und stellen sich, mit langen, zugespitzten Stöcken bewaffnet in einer Reihe auf. Es gilt, aus einer Entfernung von 4 bis 6 Meter den Reifen so zu treffen, daß er durch den Speer an den Boden geheftet wird. Zuweilen schießen sie auch mit selbstgemachten Pfeilen direkt aufeinander. Man warnt zuerst mit dem Worte: „Oru!", worauf der Gegner antwortet: „Oru kane!" Dann sucht er dem auf ihn abgeschossenen Pfeil geschickt auszuweichen. Bogenschießen ist überhaupt eine

*) Vergleiche Br. Herbert Bauer's Schilderung in „Nord und Süd" November 1915 und die Erzählung in „Nord und Süd" Oktober 1915. — Obiger Artikel aus „Leipz. Neust. Nachr." 30. November 1915.

Lieblingsbeschäftigung der heranwachsenden männlichen Jugend. Fast jeder Knabe hat seinen Bogen und eine Anzahl selbstgeschnitzter Pfeile, mit denen Uebungen im Wettschießen veranstaltet werden. Wird ein Treffer erzielt, so sagt man: „Ich habe Auge". Später üben sie sich in der Jagd auf kleine Vögel; für jeden erlegten Vogel wird eine Kerbe in das Bogenholz eingeschnitten.

Auf jede Weise wird der kriegerische Sinn gepflegt. Wenn die Männer den Kriegstanz aufführen, so springen die Knaben mit ihren hölzernen Schwertern dazwischen und bewegen sich furchtlos zwischen den blitzenden Schwertern der tanzenden Krieger. Um ihre Standhaftigkeit zu beweisen, brennen sie sich eine lange Reihe Brandmale in den Arm. Wer keins aufzuweisen hat, muß sich die schimpfliche Bezeichnung „Weib" gefallen lassen. Wächst der Knabe zum Jüngling heran, so sorgt der Vater für seine Bewaffnung. Er verkauft eine Ziege und erwirbt dafür einen Schild aus Büffelhaut. Speer und Schwert werden vom eingeborenen Schmied verfertigt. Diese Waffen übergibt der Vater dem Sohne mit den feierlichen Worten: „Gehe hin und bringe mir das Geschöpfte!" Ein verschämter Ausdruck für Beutemachen. Die Waffen sind der größte Stolz des jungen Dschaggakriegers. Auf ihr Aussehen legt er großen Wert. Er bemalt den Schild mit seinen Farben, die kein anderer tragen darf. Wer seinen Schild im Kampfe auf den Rücken wirft oder mit der Innenseite dem Feinde zukehrt, gilt als Feigling. Zur Strafe gibt ihm der Häuptling ein im Schmutz gewälztes Stück Fleisch vor allen Leuten zu essen.

Wie unsere deutschen Knaben, so kennen auch die Dschaggaknaben nichts Schöneres als Kriegsgeschichten. Und wie jetzt unsere Kinder mit Begeisterung Schilderungen aus dem Schützengraben anhören, so lassen sich die Dschaggakinder von ihren Vätern die Geschichte von dem Manne erzählen, der 3000 Schwerter an der dreiköpfigen Schlange zerbrach, ehe er sie töten konnte, oder von dem Häuptling Orombo, der mit seiner Keule Mafaischädel zerschlug wie tönerne Töpfe.

Auf diese Weise wuchs ein kampflustiges Geschlecht heran. Das Wort: „Soll ich daheim bleiben, so sterbe ich lieber im Krieg mit den Männern" zeigt, was bei ihnen Waffenehre galt. Der Häuptling, der seine Mannen zum Kampf gegen eine Nachbarlandschaft aufrief, konnte immer auf freudige Zustimmung rechnen. Und man verglich ihn gern mit dem trutzigen Felsgipfel Mawensi, dem Bruder des riesigen Kibo. Tapferkeit galt als die höchste Tugend. Besonders hoch rechnete man es dem Jungverheirateten an, wenn er, ohne durch die Landessitte dazu verpflichtet zu sein, an einem Kriegszug teilnahm. Als Belohnung erhielt er eine Art Freibrief, der ihn vor Beraubung und Bestrafung schützte. Aus den tapfersten Jünglingen wählte sich der Häuptling seine Leibwache, die immer zur Verteidigung des Landes bereit sein mußte. Die Leute dieser Ulyamali d. h. „Vernichtung", waren sehr gefürchtet. Sie hatten den Feind zu schlagen und unschädlich zu machen, während dem großen Haufen die Aufgabe zufiel, möglichst viel Vieh zu erraffen und wegzutreiben. Schwert und Speer waren die eigentlichen Waffen. Als aber der Europäer ins Land kam, versuchten sie sich auch im Gebrauch des Gewehres, des kibolobolo, wie sie es nannten, der „Wunderflinte". Die Gefechte bei Moschi Anfang der neunziger Jahre haben gezeigt, wie gut sie damit umzugehen verstanden. Und es war im Interesse einer ruhigen Entwicklung der Kolonie nur richtig, daß die Regierung den Eingeborenen den Besitz von Feuerwaffen verbot.

Eine deutsche Militärstation in Deutsch-Ostafrika (Kilimatinde).

Heute ist das Kilimandscharo-Gebiet ein friedliches Land geworden. Sammler von alten Negerwaffen kämen hier nicht mehr auf ihre Rechnung. Die Speere und Schwerter sind meist in Ackergeräte umgeschmiedet. Wären die Dschagga, die sich unter der deutschen

Herrschaft außerordentlich wohl fühlen, nicht so loyale Untertanen geworden, so hätten die Kämpfe, die jetzt an ihren Grenzen stattgefunden haben, bei Taveta, am Longido, am Loldureish, leicht zu Aufständen führen können. Aber an eine Aufstandsgefahr ist nicht mehr zu denken. Die kriegerischen Eigenschaften des Volkes haben sich, in gute deutsche militärische Zucht genommen, immer wieder bewährt.

Unter den Palmen Nikaraguas.

Kirchweih in Kiha, einem Predigtplatz unter den Indianern.

Wenn ihr auf einem Schiff von Bluefields die atlantische Küste nach Norden zu reisen würdet, so kämt ihr auf halbem Wege zum Kap Gracias an einen Punkt, wo ihr einen schönen Blick auf eine große Gruppe von Kokospalmen hättet, die am Strande entlang stehen. Und wenn ihr etwas näher kämt, so würdet ihr bald einige Indianerhütten unterscheiden können, deren braune Dächer sich ganz klar abheben von dem Hintergrund, der von dichtem tropischem Grün gebildet wird.

Dort liegt Kiha, wo am 1. September 1915 eine neue Kapelle der Brüdermission eingeweiht wurde. Kiha ist ein Predigtplatz von Yulu, und steht daher unter der Aufsicht des dortigen Missionars Br. Fisher. Er, wie auch Br. Palmer, der Missionar von Haulover, der um die Einweihungspredigt gebeten worden war, stimmen in ihren Schilderungen darin überein, daß es ein Tag großer Freude war, an dem man Gottes Segen merklich spürte. Die Leute waren vom Norden wie vom Süden herbeigeeilt, von Karata und Yulu und Haulover; sie alle wollten sich mit ihren farbigen Brüdern und Schwestern über die Güte des Herrn freuen.

Und wie wars zu diesem schmucken Kirchlein gekommen? Wer hatte ihnen die Möglichkeit verschafft, ganz aus sich heraus diese Kapelle zu bauen? Unser Helferbruder, John Pinner, war mit Hilfe aller Männer und Frauen ans Werk gegangen, und dann war die Sache ihren vereinten Kräften gelungen. Ohne fremde Hilfe haben sie den Bau ausgeführt. Kein Wunder daher, daß sie auf ihre kleine Kirche stolz waren; und Br. Großmann schreibt dazu: „Wir, die wir wissen, wie schwierig bei Indianern das Zusammenarbeiten bei einer solchen Sache ist, waren vollends froh und dankbar und sagen immer noch: „Es war ein Wunder!“

Fast die ganze Festgesellschaft kam früh um ½10 Uhr in Kiha an. Die Gemeine versammelte sich erst an der alten Stätte und sang dort einen Vers; auch ein Gebet wurde gesprochen, und dann zog man zum neuen Gebäude hinüber. Die Türen wurden feierlich geöffnet, und nun strömte die zahlreiche Gemeine ins Gotteshaus. Die Kirche hätte doppelt so groß sein müssen, wenn sie an diesem Tag alle Hörer hätte fassen wollen. Nach Gesang und Schriftverlesung trug Br. Fisher einen Glückwunschbrief des Präses Br. Großmann vor, über den sich alle freuten. Dann folgte eine Ansprache über das Losungswort. Die Anwesenden hörten der eindrucksvollen Rede aufmerksam zu. Die Gemeine wurde daran erinnert, daß sie nicht nur dies Haus mit seinen vier Wänden dem Herrn weihen sollte, sondern ihren eigenen Leib und ihre Seele. — Nachmittags fand ein Liebesmahl statt, welches von 12—2 Uhr dauerte. Es war eine schöne Versammlung. Es gab auch viel

Polizei in Bluefields, Moskitoküste Nikaraguas.

Kaffee, Brot und Brötchen. Alle Arten von Geschirr dienten als Trinkgefäße, und die Leute tranken, solang sie irgend konnten. Ein kleiner Bursche konnte kaum noch, als ihm die Dienerinnen, die es recht gut mit ihm meinten, immer wieder zusprachen, bis er schließlich heftig mit dem Kopfe schüttelte, um seiner Meinung Nachdruck zu verleihen. — Ansprachen wurden gehalten von den anwesenden Missionaren und dem Helferbruder Pinner, der darauf aufmerksam machte, daß sie jetzt drei Jahre lang an diesem Bau gearbeitet hätten, und daß er selbst oft recht mutlos gewesen sei, da die Leute nicht immer weiter machen wollten. Man hätte auch gefürchtet, daß beim Fällen der Bäume oder beim Sägen des Holzes ein Unfall sich ereignen könnte. Jetzt aber hüpfe sein Herz vor Freude, daß alles gut gelang; und er gäbe Gott die Ehre. — Dann wurde eine Sammlung veranstaltet, und auch die verlief sehr schön. Nachdem die Ausgaben bezahlt waren, blieben noch 40 Mark übrig.

Am nächsten Tag begegnete Br. Pinner in Bluefields Br. Großmann, und noch immer war sein Herz froh bewegt und dankbar für den schönen Tag. Eine Sache aber machte ihm noch Sorge: Sie hätten doch keine Glocken zu dieser neuen Kirche! Sogleich setzte sich Br. Großmann hin und schrieb an die Schüler der Sonntagsschulen in den Vereinigten Staaten und bat sie, ob sie nicht für eine neue Glocke sorgen wollten. Sie brauchte gar nicht sehr groß zu sein, wenn sie nur die Leute in Kiha zur Kirche riefe, damit sie dort Sonntag für Sonntag sich an Gottes Wort erbauen könnten. Und wir können es uns gar nicht anders denken, als daß diese Bitte ihres Eindrucks nicht verfehlt hat. Denn, nicht wahr? Das ist bei allen Kindern so: sie helfen gern, wo Hilfe not tut, und geben vollends gern — für die Mission. Gelt?

Mutterliebe eines Generalfeldmarschalls.

Wie vom großen Feldmarschall Hindenburg, so habt ihr auch alle schon vom Marschall Mackensen gehört, dem Befreier von Serbien, der wegen seiner bedeutenden Kenntnisse 1899 in den Adelsstand erhoben wurde.

Was uns bei beiden Männern so wohl tut, ist die Tatsache, daß sie fromme Menschen sind und ein schönes, echt deutsches Familienleben haben.

Wie zärtlich hat z. B. Marschall Mackensen seine Mutter geliebt! Die lebte als Frau Oekonomierat auf ihrer Besitzung Gelgenfelde bei Hammerstein in Westpreußen, wo ihr Mann 1890 starb und wo sie Anfang Mai dieses Jahres ebenfalls aus der Zeit ging, fast 90 Jahre alt.

Am 29. Juni 1915 schrieb der Sohn folgenden Brief an seine Mutter:

„Nun ist Dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beschieden sein kann, und hat sie sogar vor dem Feinde, also in Betätigung des Zweckes seines Berufs, erworben. Der liebe Gott hat meine Berufswahl und damit mein Leben sichtbar gesegnet. Weit über mein Verdienst und mein Erwarten hat er mich mit Glück überhäuft, von Stufe zu Stufe emporgetragen und mich zum Werkzeug der Siege gemacht, mit denen er unser Volk begnadigt. Ich vermag es oft gar nicht zu fassen, daß das alles Wirklichkeit ist, und warum gerade ich es bin, den das Soldatenglück sich ausgesucht hat. Meine Dankesschuld ist unermeßlich. — Und welch ein weiteres Glück, liebe Mutter, daß Du diesen Aufstieg Deines Sohnes, diese Erfüllung seines Berufes noch erlebst! Wenn etwas meiner Freude noch eine besondere Weihe geben kann, so ist es diese ungewöhnliche Tatsache. Ich erblicke in ihr eine ganz besondere Gnade Gottes und messe Deinen Gebeten einen großen Anteil an den Erfolgen, die sich an meinen Namen knüpfen, bei. Wieviel Männer in meinem Alter können noch an eine Mutter schreiben, wie wenige sich noch ein Kind nennen hören und damit jung fühlen! Ich glaube, Du bist die erste nichtfürstliche Frau in unserem Vaterlande, die einen Sohn als Generalfeldmarschall auf betendem Herzen durchs Leben tragen kann."

Rätsel.

Ein viersilbiges Wort, dessen drei erste Silben einzelne Buchstaben aus dem deutschen A B C sind und dessen letzte Silbe ein Buchstabe aus dem griechischen Alphabet ist — wie heißt das Wort?

Aus meines Großvaters J. C. B.-Papieren.

Quittung.

Für die Mission in Unyamwesi gesammelt von Klasse VII und VIII der Vorschule in Neuwied 18,82 Mk. Den kleinen Freunden herzlichen Dank. Ad. Schulze.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1916. 17. Jahrgang.

Besuch einer Außenschule in Deutsch-Ostafrika.

Von H. Bauer in Mwaja am Nyaßa. Geschrieben am 3. August 1914, in Herrnhut eingetroffen am 20. Oktober 1915.

Heut war ich wieder einmal „auf Außenschule". Die liegt irgendwo in einem Dorf, ist gebaut aus Rohr, hat oben ein Grasdach, fällt regelmäßig während der Regenzeit ein und muß in der Trockenzeit wieder aufgebaut werden, wobei es dann gilt, bei den am Aufbau Interessierten das Moment der Trägheit geschickt zu überwinden.

Aber das sind alles Nebensachen. Der Schulbetrieb, der sich innerhalb der vier Wände der Schule abspielt, der ist die Hauptsache.

Wie geht es da zu? Hast du schon einmal in einem Maschinenraum gestanden, wo die Räder rattern, die Riemen pfeifen, der Dampf zischt und du dein eigen Wort nicht verstehen kannst? So geht es dir, wenn du die Dorfschule betrittst.

Aber bei allem scheinbaren Durcheinander doch sinngemäße Ordnung. Denn jede Abteilung der buchstabierenden, lautierenden, lesenden Kinder ist eben auf den Ton gestimmt, den der geteilte Arbeitsbetrieb von ihr fordert, damit es zu einem großen, einheitlichen Zusammenklang der Arbeit komme.

Dort die ganz Kleinen sitzen vor den beweglichen Lettern und rufen „a, a, a, — e, e, e, — i, i, i," — wie es der aufzeigende Stock des Lehrers verlangt. Hier diese Abteilung hält die Fibel — manchmal verkehrt — in der Hand. Aber das schadet nichts! Mit um so größerer Andacht klingt es von den wulstigen Lippen „m—o = mo; s—a = sa = mosa, m—a = ma, s—o = so = maso" usw. das ganze Blatt herunter.

Die älteren Schüler können sich schon an längere Geschichten wagen, wie z. B. die „vom Huhn, das die malesi (die Gerste) frißt", oder von „dem Mann, der sich eine Frau geholt hat", und was dergleichen interessante Sachen mehr sind. Einer macht den Vorleser, die anderen lesen nach; und da sie die Geschichten infolge mannigfacher Lektüre meist auswendig wissen, so ist das Richtiglesen das reinste Kinderspiel!

Der geneigte Leser soll aber nicht glauben, daß die bei uns geübte Lehrmethode bloßes mechanisches Nachplappern sei. Unsere Lehrer haben vielmehr eine sehr anschauliche Methode, um den Kindern die schwere Kunst des Lesens beizubringen.

Davon etliche Beispiele:

Der Lehrer hält den Buchstaben ‚e' in die Höhe. „Könnt ihr ihn alle sehen?" „Ja." „Wie heißt der?" — Einige raten auf i, andere auf a. — „Falsch!" Diese Unwissenden sind die, die nicht regelmäßig zur Schule kommen. (Ganz regelmäßig kamen freilich die wenigsten.)

Nochmals: „Welcher Buchstabe ist das?" Einer antwortet richtig: ‚e'. „Ja!" „Gut!" „Woran können wir erkennen, daß das ein ‚e' ist?" „Es hat eine Tür und einen Balken in der Mitte." Eine Tür bedeutet: es ist zur Seite offen, und der „Balken"

ist der Kopf des ‚e'. Das ‚o' dagegen ist rund, wie ein Hühnerei, hat keine Tür, durch die man hineinspazieren kann und hat auch keinen Balken (keinen Querstrich) in der Mitte. Dieser Unterschied wird zur allgemeinen und erneuerten Kenntnisnahme festgestellt. — Nun ein anderes Bild! Der Lehrer zeigt ‚a'. „Wie heißt der Buchstabe?" ‚a'! „Richtig!" Woran erkennen wir, daß das ein ‚a' ist?" „Es hat einen Schwanz, einen Leib, einen Hals und einen Kopf." Unverkennbare Merkmale; und sie werden sofort behalten!

Jetzt kommt ‚S' an die Reihe: „Wie kriecht die Schlange?" „Sie geht gerade aus?" „Nein, sie krümmt sich". Zeige wie sie sich krümmt! (Ein Schüler tritt an und folgt mit dem Finger den Krümmungen des S) „Aha!" „Dieser Buchstabe gleicht also einer Schlange, wenn sie kriecht". Er heißt, s'. „Wie heißt er?" Alle zusammen antworten: s, s, s.

Blick in eine Schule im Nyaßagebiet Deutsch-Ostafrikas.

Nun kommt ‚m'. „Woran erkennen wir diesen Buchstaben?" Er hat drei Beine". „Gut". — —

Nun kommt das Schwierigere, das Zusammensetzen der einzelnen Buchstaben.

Der Lehrer setzt zusammen ‚m' und ‚e'. Zunächst läßt er jeden Buchstaben noch einmal für sich aussprechen, um zu prüfen, ob man sie auch behalten hat. Es klappt. „Nun zusammen!" m—e = me. Weiter fragt der Lehrer: „Ihr habt ein Tier in euren Dörfern, das sagt me, welches ist das?" — Einer rät auf den Löwen. Darob großes Mißfallen des Lehrers. Einer hat's: „Das Schaf!" Gut — das Schaf sagt: me.

Nun setzt ‚m' und ‚a' — zusammen = ma. „Welches Tier in eurem Dorf sagt: ma?" — „Das Kalb!" Damit ist nun die Aussprache dieser drei Buchstaben in ihrer augenblicklich möglichen Zusammensetzung festgelegt und die methodische Lehrkunst des Lehrers aufs erste erschöpft. Soweit Br. Bauer.

Sind all diese Künste auch noch keine bedeutsamen Dinge; die Uebung macht schließlich den Meister und bringt nichts Geringeres hervor als christliche Kulturmenschen. Ja vielleicht gibt es bald am Nyaßa mehr Kulturmenschen als in Rußland, Italien, Serbien usw., wo die Analphabeten, die des Lesens und Schreibens nicht kundig sind, noch zu Dutzenden, ja wohl zu Hunderten und Tausenden umherlaufen.

Und was die Hauptsache ist: das Lesen öffnet den schwarzen Leutlein vor allem den Zugang zu dem Buch der Bücher, dessen Inhalt sie bald mit Heißhunger verschlingen und das ihnen von dem lebendigen Gott der Christen erzählt und den Heiland der Welt ihnen ins Herz schreibt.

Brief des Helfers Waluseshelo an den brüderischen Jugendbund.

Mupela, den 2. Juni 1914.

Du liebe Gemeinschaft der gläubigen Jünglinge in Europa!

Ich, der Eurige, habe etwas gehört von meinem Lehrer Mwalwizi (Bachmann), den Gott zu uns geschickt hat, um uns die Geschichten von der Errettung durch den Namen Jesu zu erzählen. Er hat mir gesagt, daß eine Gemeinschaft an Christus gläubiger Jünglinge jemand suche, den sie im Namen Jesu grüßen und für den sie zu Gott beten könne. Da hat mir mein Lehrer gesagt, daß er mich, Waluseshelo, genannt habe. Als ich das hörte, da habe ich mich gefreut und gedacht: Das ist eine Angelegenheit Jesu. Doch nun, Ihr lieben werten Freunde, will ich Euch sagen, daß ich Waluseshelo heiße. Nach den Namen meiner Väter in unserm Geschlecht heiße ich Mwasenga. (W. stammt aus einem Häuptlingsgeschlecht.)

Ich danke Euch sehr, daß Ihr daran gedacht habt, für mich zu Jesus, dem Heiland, zu beten. Er hat diese Liebe Euch gegeben, denn sie allein erinnert uns daran, auch an andere zu denken. Die Liebe Jesu, den wir nie sahen, ist größer als alles andre. Aber trotzdem bin ich verwundert, daß Ihr an mich, den Ihr nie sahet, denken wollt. Auch ich habe Euch nie gesehen, weder Eure Heimat, noch Euer Land. Wir werden einander auch fremd bleiben, bis die Liebe Jesu, der für uns starb und zu dessen Füßen Ihr mich immer wieder legen wollt, uns heim in die heilige Stadt bringen wird. Dann werden wir uns sehen.

Ich, Waluseshelo, Euer Kind, will Euch nun sagen, wie es war, als ich mit der Mission zusammenkam. Ich wollte von der Mission nichts als das, was dem Leibe angehört: Ich wollte nichts als Stoff verdienen. (Damals wurde noch mit Stoff und Perlen die Arbeitsleistung bezahlt.) Als ich mir Stoff verdiente, hörte ich von der Liebe Jesu. Aber obgleich ich hörte, war mein Herz doch in großer Entfernung und glaubte nicht. Mein Lehrer hat viel geredet, aber ich habe lange gezögert. Als ich dann getauft werden wollte, kam immer etwas dazwischen, und ich wurde zurückgestellt. Nach langer Zeit hat mich mein Heiland, der auch für mich starb, überwunden.

Meine Arbeit in Mbozi war in der Ziegelei. Ich hatte die Ziegeln zu legen. Am Abend lehrte ich mit anderen unsern Lehrer unsere Sprache, und wir übersetzten Gottes Wort. Später durfte ich die Evangelisten auf ihren Gängen begleiten. Wir gingen immer Donnerstag bis Sonnabend aus und brachten die Erzählungen von Jesus in die Dörfer. Nach und nach durfte auch ich von Jesus erzählen und bekam auch eine Schulklasse in Mbozi. (Schule wird hier von Montag bis Donnerstag gehalten. Nach derselben gehen die Lehrer auf Evangelisationsgänge.)

Nach etlichen Jahren (1907) hat Gott mit meinem Lehrer geredet, und da hat er mich in das Land des Häuptlings Namba gebracht. In dem Dorf Mupela habe ich mich niedergelassen. Dort hat Gott in den Herzen der Leute gewirkt, und es sind etliche gläubig geworden, nicht nur gläubig sind sie geworden, sondern sie verkündigen auch Gottes Wort. Vier von den Gläubigen sollen noch in diesem Jahre den Platz verlassen, um sich in anderen Landschaften anzubauen, wo Jesus sie hinbringen wird. Dort sollen sie bekannt machen, wie Jesus für uns starb. Auch ich soll Mupela verlassen. Gott will mich in das Land Nzunda's bringen, und ich soll mich beim Häuptling anbauen.

Im Oktober vorigen Jahres waren wir in Rungwe. Am 4. haben wir uns versammelt. (Es war die erste allgemeine Kirchenkonferenz.) Da haben unsre Lehrer uns sehr viel von Jesus gesagt. Wir Christen von hier hatten auch unsre Aufgaben. Wir hatten darüber zu sprechen, wie die christliche Verheiratung eingerichtet werden solle. Wir waren alle der Meinung, daß die Heirat nicht im geheimen, sondern öffentlich stattfinden solle. Dann haben wir die Sitte, daß wir die Witwe unsers Bruders oder Vaters heiraten. Wir Christen aber wurden eins, es nicht zu tun. Wir wollen nur die eine Frau, die uns Gott gegeben, behalten.

Missionar Klaunsch (jetzt Pastor in Posen) unterrichtet Gehilfenschüler in Rungwe, Nyassaland, Deutsch-Ostafrika.

Wir haben hier bei uns viele irreführende Sitten. Wir beten zu den Verstorbenen und müssen viele Vorschriften erfüllen und uns vieler Dinge enthalten. Das alles tun wir, weil nach Meinung unsrer Väter darin das Leben sei. Seitdem ich aber von Jesus ergriffen bin und er mich herausgerissen hat, da weiß ich, daß das Leben nirgend anders zu finden ist als im Blute Jesu. Jesus ist mein Leben. Mein Herz weiß, daß nichts im

Himmel oder auf der Erde mich erretten kann außer dem Blute Jesu, und das wird mich auch heimbringen in die heilige Stadt. Meine Bitte ist die, daß Jesus, mein Heiland, mich immer wieder ergreifen möge. Er wolle mir Augen geben, die nach Golgatha blicken, dorthin, wo er gesagt hat: „Es ist vollbracht". Ich bin ein schwacher Mensch von Geburt an und habe keine Kraft, Krieg zu führen mit dem Feinde, der mich verschlingen will. Ich meine die Sünde. Weil ich kraftlos bin, hat er sich meiner angenommen und an mich gedacht, als ich noch nicht geboren war. Er hat sich meiner erbarmt, und nun ist mein Herz in ihm geborgen, und ich sage zu ihm: „Halte mich fest, mein Erlöser! Wenn du willst, daß ich in Dir sterbe, so geschehe Dein Wille. Wenn du willst, daß ich in Dir leide, so geschehe Dein Wille, gib mir nur Kraft zu tragen, was ich tragen soll. Denn in Dir, Jesus, habe ich das Leben." Diese Gedanken sind in meinem Herzen. Denkt auch Ihr an mich und legt mich vor meinen Heiland nieder.

Und nun grüße ich die ganze Gemeinschaft der gläubigen Jünglinge. Ich grüße Euch im Namen Jesu, unsers Erlösers, der uns alle liebt.

Ich Walueseshelo.

Bismarcks Konfirmationsspruch.

Superintendent Pank, der Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, der später in Leipzig amtierte, pflegte, wenn er seinen Konfirmanden ihren Konfirmationsspruch sagte, daran die Bemerkung zu knüpfen: „Diesen Spruch müßt ihr euer ganzes Leben hindurch als treuen Begleiter im Gedächtnis bewahren, wie es Fürst Bismarck getan hat!" Und dann erzählte er, wie er im Jahre 1880 mit dem Fürsten zusammengetroffen sei und wie dieser, als er vernahm, daß Prediger Pank an der Dreifaltigkeitskirche amtiere, gesagt habe, dort sei er auch einst von Schleiermacher konfirmiert worden. „Wissen denn Eure Durchlaucht noch", so hat Pank gefragt, „Ihren Konfirmationsspruch?" — „Ja", antwortete der Fürst, „er lautet: „Was ihr tut, das tut dem Herrn und nicht den Menschen". „Nicht wahr", hatte Bismarck hinzugefügt, „ein besserer Spruch konnte mir nicht gegeben werden!" Zu Hause erzählte dann Prediger Pank seinem Küster von dieser Begegnung mit dem Fürsten, der Küster blätterte in alten Konfirmanden-Registern, und man fand, daß gerade der fünfzigste Jahrestag der Konfirmation Bismarcks bevorstand, und da meinte der Küster, man müsse dem Reichskanzler einen Jubiläums-Konfirmationsschein schreiben. Das geschah; der Schein, der mit einfachen Randzeichnungen um den Text und mit dem Bilde Schleiermachers geschmückt war, wurde von der Fürstin Bismarck dem Gemahl an seinem Gedenktage auf den Frühstückstisch gelegt. Fürst Bismarck freute sich über diese Gabe, die fortan seinen Schreibtisch schmückte, und zum Prediger Pank sagte er bei der nächsten Begegnung: „Der Spruch soll mein Leitstern bleiben!"

Arbeit einer Herrnhuter Sonntagsschule für die Mission.

Was die Kinder der Herrnhuter Sonntagsschule an fröhlichen Gesängen leisten und was sie in ihren Bibelbetrachtungen in der schönen Sonntagnachmittagsstunde unter sich treiben, das wollen wir nicht ans Licht ziehen, auch nicht, daß sie im Dezember durch die Straßen huschten und armen Kindern in den Nachbardörfern eine Weihnachtsfreude bereiteten. Sondern nur, was sie für die Mission tun und schon getan haben, das sei, um Nachahmung zu erwecken, kurz angedeutet.

Staniol haben die Kinder gesammelt, soviel, daß daraus ein Taufgerät gearbeitet werden konnte, das nun auf der Station Hoch-Safwa im Nyaßagebiet gebraucht wird. Die Kinder kannten nämlich Schw. Auguste Schmidt, unsere tüchtige Krankenschwester, die — selbst ein südafrikanisches Missionskind — vor einigen Jahren aus Herrnhut aufs Missionsfeld hinauszog und erst in Kyimbila wohnte, jetzt auf der Hauptstation Rungwe lebt, ihre Arbeit aber da und dort an Weißen und Schwarzen ausübt. Um dieser Schwester etwas Gutes zu erweisen, setzten die Kinder ihre Sammlung in Szene; und ehe sie sichs versahen, war ein Taufgerät fertig, das schmuck und prächtig in seinem Silberglanz vor ihren Augen funkelte und dann seinen Weg über das große Wasser antrat. — Ja es ist auch noch einige Wochen vor dem Krieg glücklich an Ort und Stelle angekommen. Und wie viel Freude hat es ausgelöst! Schw. Schmidt schrieb: „Anfang Juni ist die Kiste angekommen. Innigen Dank! Die Leute, die es bis jetzt gesehen haben, sagen „ndaga", „ndaga", „danke", „danke"; und dann folgte Frage über Frage: welche Kinder es seien, die ihnen das schickten, ob sie reich seien, ob sie für sie beten usw. Sie freuten sich sehr. Ich glaube bestimmt, daß einer der Helfer an die Kinder schreiben wird. Jetzt aber ist Br. E. Bachmann verreist, der ihren Brief für die Kinder übersetzen könnte. (Darum wird es wohl noch einige Zeit dauern, bis sie schreiben). Br. Meyer (der Präses) grüßt herzlich und dankt ebenfalls bestens."

Rätsel.

In Deutschland ists der nördlichste Ort.
Ein Tier auch ist das Rätselwort.
Und ist es ein Mensch gar, o weh!
Dann geht's sehr übers Portemonnaie.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen: Mk. 60.— von der Sonntagsschule in Heilbronn, durch Herrn Prof. Hole richtig erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1916. 17. Jahrgang.

Reiseabenteuer in Alaska.

Von Missionar Drebert.

Um Proviant und allerlei Gerät für die Errichtung meiner neuen Missionsstation Quigillingok an der Westküste Alaskas zu holen, war ich im Oktober 1915 nach unserer Hauptstation Bethel am Kuskokwimstrom gereist. Dort versah ich mich mit allem, dessen ich bedurfte, und trat am 12. Oktober die Rückfahrt an. Den Strom hinab benutzte ich das Motorboot unserer Mission, welches mein Segelboot ins Schlepptau nahm. Auf diesem waren alle meine Vorräte verladen. Als Begleiter hatte ich einen erwachsenen Eskimo Alexie und einen klugen Eskimoburschen Joe, der mir auf der neuen Station zur Hand gehen sollte, bei mir; auch ein Händler befand sich in unserer Gesellschaft. Dazu acht Eskimohunde, deren ich mich bei winterlichen Predigtreisen bedienen wollte.

Den Strom abwärts hatten wir recht angenehme Fahrt. Das Wetter war schön, obgleich ziemlich kalt. Bei der Eek-Insel verließen wir das Motorboot, welches weiter nach Süden zu fuhr, um die Station Quinhagak aufzusuchen, während wir mit unserm Segelboot nun die westliche Richtung längs der flachen Küste hin einzuschlagen hatten. Wir kamen nur langsam voran. Gerade noch vor Sonnenuntergang erreichten wir Kokak, wo wir unser Nachtquartier aufschlugen. Bald nahm die Kälte zu, und ein starker Nordwind kam auf. Früh am andern Morgen brachen wir auf. Wir waren aber noch nicht lange gefahren, da gerieten wir auf eine Untiefe, und das Schiff saß fest. Wir mußten nun bis Tagesanbruch warten, dann unsere Waren ausladen, das erleichterte Boot in tieferes Wasser bringen und dann wieder einladen. Eine mühevolle Arbeit! Als wir dann wieder draußen auf dem Strom waren, der sich hier schon zu einem breiten Meeresarm erweitert, schwoll der Wind so an, daß die Wogen beständig in das Boot schlugen. Auf Vorschlag des Händlers beschlossen wir darum, in einen seichten Kanal abzubiegen, den man sonst nur bei hoher Flut benutzt. Aber schon am Ausgange dieses kleinen Kanals saßen wir wieder fest. Unmittelbar darauf wurde das Boot durch den Wind auf die Seite gelegt, und die Wogen schlugen darüber hin. Alles wurde mit Eis bedeckt. Ich selbst war ganz durchnäßt, ehe ich den Wachstuchanzug anziehen konnte. Dann kamen wir in tieferes Wasser; aber der Wind war so heftig, daß wir das Segel kaum gebrauchen konnten und dieses schließlich zu reißen begann. Wir warfen Anker, um es fest zu machen; aber sobald wir weiterfuhren, riß es noch ärger als vorher. Dann meinte der Händler, wir möchten unsere Zuflucht zum Ilokaknekbach nehmen, der nicht sehr weit von hier fließt. So hielten wir die Richtung auf diesen zu, bis wir glaubten, wir seien in diesem Bache. Dort warfen wir Anker in der Hoffnung, an Land zu kommen, wenn in der Nacht die Flut einsetzen würde. Aber wir merkten dann, daß wir gar nicht in dem Bache waren. Der Gegenwind machte

die Weiterfahrt in der Nacht wegen der hohen Flut und des herandrängenden Eises unmöglich. Wenn das Boot zum Sinken gebracht oder durch das Eis losgerissen werden sollte, so war es verloren und wir mit ihm. Daher faßten wir den Entschluß, das Boot zu verlassen und irgendwo an Land zu kommen. Schnell rafften wir das Nötigste zusammen, stopften es in einen Kajak*) und fuhren ab. Zuerst brachte der Händler Joe hinüber und ließ ihn mit seinem Bettzeug an dem morastigen Ufer warten, ich ließ die Hunde heraus und machte das Boot fest. Wir glaubten nicht anders, als daß die Hunde uns schon folgen würden. Dann holte der Händler mich. Der Kajak war aber so voll, daß ich nicht darin sitzen konnte; so kniete ich hinter dem Händler. Doch sobald wir abfuhren, warfen wir um! Zum Glück war das Wasser seicht, und wir konnten schnell her-

Heidnische Eskimo in Alaska.

auskommen. Alle unsere Sachen im Kajak waren jedoch mehr oder weniger durchweicht. Wir schöpften nun das Wasser aus und gelangten dann ohne Unfall an das Ufer. Der Händler gab mir meinen Pelzanzug, und ich begann durch den tiefen Morast zu waten. Es war nur gut, daß es nicht weit bis zu dem höhergelegenen und festeren Lande war. Dort legte ich meine Sachen nieder und kehrte zurück, um Joe aus dem Morast, in dem er steckte, zu erlösen. Er war durch und durch naß und sein Pelzanzug und seine Hosen bis über die Knie voller Schmutz. Die Schuhe hatte er im Schlamme stecken lassen müssen. Er war ganz abgestumpft und wollte zuerst garnicht von der Stelle. Wäre er aber dort geblieben, so wäre er ohne Zweifel erfroren. Schließlich folgte er mir. Das Wandern war nicht leicht; der Morast war etwas überfroren und sehr schlüpfrig, und der Gegenwind nötigte uns immerfort zum Stillestehen. Es war lange nach Einbruch der Dunkelheit, als wir festes Land erreichten. Der Händler und Alexie waren unterdessen mit dem Kajak seitwärts einen Flußlauf hinauf gefahren. Da ich noch nie in dieser Gegend gewesen war, wußte ich nicht, ob es hier irgendwo Unterkunft gäbe. Wir entschlossen uns daher, im Freien zu nächtigen. Ich hackte etwas Gras los und zündete ein Feuer an, um dadurch auch unsern Reisegefährten ein Zeichen zu geben, damit sie in der Dunkelheit wüßten, wo wir wären. Sie antworteten unverzüglich durch Abfeuern eines Schusses, und bald erschien Alexie und sagte, sie hätten einen guten Platz ein wenig weiter oberhalb gefunden; dort sei höheres Land und angetriebenes Holz. So nahmen wir unser Bettzeug auf und gingen dorthin. Den Kajak stellten wir als Windschutz auf und versuchten ein Feuer in Gang zu bringen. Das Holz war jedoch naß und die Gewalt des Windes so stark, daß es uns nicht gelingen wollte. Wir mußten schließlich den Tee mit nur warmem Wasser bereiten. Dann gingen wir zur Ruhe. Ich konnte keinen Schlaf finden. Denn erstlich mußte ich beständig an das Boot und die Hunde denken, die sich noch nicht eingestellt hatten, und sodann war ich auch ganz naß und hatte kein Bettzeug. Um mich warm zu machen, verbrachte ich einige Zeit damit, Gras loszuhacken. Das Mahlen und Reiben des Eises und das Heulen des Sturmes waren keine angenehme Musik.

Als der Morgen graute, hielt ich Umschau nach Holz. Was erblickte ich aber da? Ein Zelt, nur zehn Minuten entfernt am Ufer aufwärts! Ohne meine Reisegefährten zu wecken, lief ich sofort hin, um die Zeltbewohner zu sehen und etwas heißes Wasser zum Frühstück zu holen. Zwei Eskimofamilien lebten in dem großen Zelte; ihre beladenen Fellboote lagen im Eise eingefroren am Ufer. Sie hatten weiter aufwärts zu ihrem Winterlager gelangen wollen, aber das Eis hatte sie daran gehindert. Mir erschien das als eine Fügung Gottes. Ich erzählte alle unsere Erlebnisse und ging dann, um meine Reisegenossen zu wecken. In kurzem stürmten wir alle auf das Zelt zu. Diese Erquickung, etwas Heißes trinken und in die Nähe eines Ofens kommen zu können! Leider war er klein und das Zelt groß, so daß unsere Kleider nicht auftauten, wenn wir uns nicht ganz nahe an den Ofen setzten.

Nach dem Frühstück machten wir uns alle mit zwei geliehenen Handschlitten und einem Kajak auf den Weg, um nach unserm Boote Ausschau zu halten und einige notwendige Sachen daraus zu holen. Als wir das niedere Land erreicht hatten, konnten wir den Mast unseres Bootes erblicken. Wie dankbar waren wir! Irgend etwas mit dem Boote vorzunehmen, war nicht möglich, da der Sturm noch

*) Ein kleiner eskimoischer, mit Fell überzogener Kahn.

immer wütete. Wir versuchten wenigstens, einige Sachen an Land zu bringen. Als wir uns dem Boote näherten, pfiff ich nach den Hunden in der Hoffnung, daß sie zum Boote zurückgekehrt seien. Leider war es nicht an dem, es war keine Spur von ihnen zu sehen. Das Boot und alles, was darinnen war, war mit Eis bedeckt. Nachdem wir unsere Schlitten beladen hatten, fuhren wir zur Küste zurück. Es war ein schweres Ziehen über den Morast, und wir waren rechtschaffen müde, als wir das feste Land erreichten.

Am nächsten Tage ließ der Wind nach, so daß wir daran denken konnten, unser Boot den Fluß hinauf zu holen. Wir nahmen noch einen Mann mit und erreichten das Boot noch vor der kleinen Flut, befreiten die Sachen von Eis und waren zur Abfahrt bereit, als die Flut kam. Alexie und ich wateten im Wasser und zogen an einem Seil; die zwei Männer im Boot halfen durch Stoßen mit Stangen. Der Wind war immer noch stark genug, um uns viel Mühe zu machen; aber schließlich kamen wir in den Fluß. Er war gerade weit genug offen, um uns den ersten Punkt des höhergelegenen Landes erreichen zu lassen. Gott sei Dank, das Boot war gerettet! Am nächsten Tage luden wir alle Sachen aus dem Boote ans Land und reinigten es von dem Schlammeis. Als die Flut kam, konnten wir es noch näher an Land schaffen. Der darauffolgende Tag war ein Sonntag; auch an ihm mußten wir noch angestrengt arbeiten, bis das Schiff endlich an einem vollständig sicheren Ort geborgen war. Dann wurden alle unsere Sachen ins Boot zurückgebracht.

Mehrsitziger Kajak in Alaska.

Am 19. Oktober brachen wir alsdann auf, um zu Fuß nach Quigillingok zu gehen. Auf einem niedrigen Schlitten nahmen wir den Kajak mit. Auf dem Wege nach Ilkirik trafen wir zwei Eskimo von Quigillingok, die aber jetzt hier wohnten. Sie waren auf die Jagd gegangen. Sobald sie uns sahen, kamen sie zurück, um uns über den Ilkirikfluß zu helfen, denn sie hatten jeder einen Kajak. Mit diesen drei Kajaks konnten wir alle zugleich über den Fluß setzen. Als wir das Dorf Ilkirik erreichten, verbrachten wir dort die Nacht. Die Leute waren sehr gastfrei und freundlich, aber ganz gemütlich fühlte ich mich doch nicht. Ihr Haus war klein und starrte von Schmutz. Auch die Lebensmittel, die sie uns anboten, waren nicht sehr appetiterweckend. Aber etwas von ihrem Fleisch aß ich doch. Am andern Morgen in aller Frühe setzten wir die Reise fort. Noch drei Männer begleiteten uns mit zwei Hunden, die helfen sollten, den Schlitten zu ziehen. Zu Mittag wurde Kangranak erreicht. Hier bekamen wir noch mehr Hunde. So war das letzte Wegstück bis Quigillingok leicht. Da es dort viel Seen gibt, konnten wir fast immer auf dem Schlitten fahren. Alexie und Joe liefen auf Schneeschuhen. Um 4 Uhr nachmittags waren wir zu Hause. Wie mundete das Abendessen! Und wie dankten wir dem Herrn für seine Bewahrung!

Erlebnisse auf einer Landreise vom Nyaßa nach Daressalam (Deutsch-Ostafrika).

Br. Jansa hat uns bereits im Januar 1912 allerhand von seiner Reise über Land nach der Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas erzählt. Er kann uns heut noch einige Züge von jener Reise vorführen. Wir denken ja doch in diesen Wochen beständig nach Deutsch-Ostafrika hinüber. Die Engländer und Belgier und Portugiesen ziehen ja die Kriegslinie immer dichter um das Land. Von Norden und Westen und Süden umfassen sie die Kolonie. Heut (am 12. Juli) hören wir schon von der Einnahme der ersten Küstenstadt Tanga, wo vor 1½ Jahren so heldenhaft gekämpft wurde. Gedenkt an die Mission in Deutsch-Ostafrika!

In der deutschen Militärstadt Iringa (nördlich vom Nyaßagebiet).

An der katholischen Missionsstation Tosamaganga, die auf einem Berge prächtig gelegen ist, vorbeimarschierend, erreichten wir die Militärstation Iringa Sonnabend, den 25. Juni. Eine Viertelstunde von der Station entfernt sammelte sich die Karawane auf der Höhe gegenüber der Stadt und rüstete sich zum Einzug. Die schon einige Tage vorher gewaschenen Tücher und weißen Jacken wurden angelegt. Jedermann fühlte, daß wir einen der Höhepunkte der ganzen Reise auf diesem kurzen Gange durchleben würden. Man vergegenwärtigte sich, daß die Hälfte des Weges zurückgelegt sei. Rasttage standen in

Aussicht. Ein gewisser Stolz mit Rücksicht auf die vollbrachte Leistung mischte sich mit berechtigter Freude über die bevorstehende Erquickung in jeder Brust. Dabei ruhte das Auge mit Entzücken auf dem Bilde, das vor uns lag. Umrahmt von Bergen bot die Stadt in ihrer anmutigen Lage auf der Höhe einen anziehenden Anblick. Die weißgestrichenen Stationshäuser der Regierung, von einer Mauer umgeben, lagen im Mittelpunkt. Niedrigere Ziegelbauten mit roten Dächern gruppierten sich darum, und in weiterem Umkreis die grasgedeckten Hütten der Eingebornen. In verlangsamtem, feierlichem Schritt mit dem üblichen Getrommel der Ngonileute, dem Getute des bekannten Bläsers und den Klängen aller möglichen Hörner, die mit einem Male zum Vorschein kamen, erfolgte unser Einzug. Voran schritten die Lastenträger, ihnen folgten in langer Reihe die Maschillen (Hängematten). Ich bildete den Nachtrab mit Ernst Kretschmer, der auf meinem Tiere saß. Neugierig wurden wir von den Farbigen aller Schattierung und Trachten in Augenschein genommen. Wir hatten uns im voraus bei Herrn Greiner angemeldet, dessen Grundstück am Marktplatz liegt. Er sowohl als auch seine Frau kamen uns und unsern Kindern mit offenen Armen entgegen. Bald saßen wir am Kaffeetische. Als Süddeutsche hatte Frau Greiner sehr bald im Gespräch mit meiner Frau allerlei Beziehungen aus der gemeinsamen Heimat herausgefunden. Herr Greiner treibt mit Herrn Schäfer zusammen ein vielseitiges Geschäft. Unter anderem ist die Firma die Agentin der Berliner Mission. Hier hatten auch Geschw. Meyer auf ihrer Durchreise gastliche Aufnahme gefunden.

Neue Missionare und lustige Dinge.

Am anderen Tage wurde uns eine besondere Freude zuteil. Gegen Mittag trafen Geschw. Kruppa mit Schw. Fischer, von Kilossa kommend, ein. Sie wohnten bei Familie Schäfer. Wieder einen Tag später langte noch ein anderer Gast an, nämlich Br. Schnellnuß von der Berliner Mission. Er war uns von Brandt aus gefolgt, um seiner Braut entgegenzureisen. In dem christlichen Hause fühlte man sich wohl. Der Hausherr hielt Morgen- und Abendsegen.

Für unsere Kinder gab es viel Neues zu hören und zu sehen. Großes Erstaunen erregte die Musikkapelle, die am Sonntag vormittag vor der Markthalle aufmarschierte, lauter schwarze Musikanten unter einem schwarzen, weißbehandschuhten Dirigenten. Sie gaben außer Militärmärschen bekannte deutsche Volkslieder zum Besten. Ein gelehriger Schimpanse, den sein Herr, ein Sanitätsfeldwebel, von Bismarcksburg nach Europa mitnahm, versetzte unsere Kinder durch sein Gegrunze in Schrecken, reizte sie aber durch seine Kunststücke und drolliges Benehmen zum Lachen. Die Eselherde und einige Merinoschafe, wie auch allerlei Geflügel im Hofe des Herrn Greiner erfreuten unsere Kleinen, namentlich zur Zeit der Fütterung. —

Ich hatte wieder einen Trägerwechsel, wenigstens teilweise, vorzunehmen, auch erhielten die Leute neue Wegzehrung in barem Gelde. Erfrischt brachen wir am 28. Juni von Iringa auf. Unsere Wirte begleiteten uns bis zum Fuße des Stationsberges. Dort hatten sie einen Weingarten angelegt, den wir bewunderten. Herrliche Trauben hatten angesetzt.

Zur Bahnstation Kilossa und nach Daressalam.

Wir übernachteten noch zehnmal in Zelten, ehe wir unser nächstes Ziel, Kilossa, erreichten, die nächstliegende Eisenbahnstation. Tiefer ins Innere hinein als die Bahn reichte bereits die Telegraphenlinie, die der Karawanenstraße folgt. Bis zum Ruahafluß — 6 Tagereisen von Iringa entfernt — war die Linie zur Zeit unserer Reise fertiggestellt. Die eisernen Masten für das letzte Stück lagen in großen Haufen am Ruaha aufgeschichtet. Nach der Ueberschreitung des Ruaha begegneten wir der Riesenkarawane von Br. Maatz von der Berliner Mission. Gleichsam nur im Fluge konnten einige Worte der Begrüßung gewechselt werden.

Freitag, den 8. Juli trafen wir in Kilossa, der Bezirksnebenstelle von Morogoro, ein. Der Platz liegt tief und gilt als äußerst ungesund. Hier hat man Kautschuk- und Baumwollplantagen in größerem Maßstabe angelegt. Bei Gastwirt Greipel hatten wir gute Verpflegung, aber ein enges und hygienisch unzulängliches Unterkommen. Tage der Unruhe und Sorge verbrachten wir hier. Die Leute wurden ausgelöhnt. Neue Träger für den Rücktransport der Geschirr- und Zeltlasten bis Rungwe wurden angeworben. Unser jüngstes Kind machte einen Anfall von Rückfallfieber durch. — Wir staunten über die Preise. Je näher der Küste, umso höher werden sie. Ein Ei kostet 5 Heller. Eine einzige Batate je nach der Größe 3 oder 4 Heller. Kartoffeln gelten als Delikatesse. — Dreimal in der Woche hat man Gelegenheit, mit der Bahn nach Daressalam zu fahren, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. An den dazwischenliegenden Tagen läuft der Zug in der entgegengesetzten Richtung. Sprachlos standen unsere Leute und Kinder vor diesem Wunder der Zivilisation. Sie kamen aus dem Staunen nicht heraus.

Am 12. Juli, nach 40 Tagen, war Daressalam erreicht.

Rätsel.

Du brauchst es, wenn dirs bange ist.
Nimm weg den Kopf: o weh: das frißt!
Nimm noch etwas. Dort wirst du sehn,
Wie's unserm Hindenburg mag gehn.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1916. 17. Jahrgang.

Aus unserer Missionsschule in Mapoon in Australien.

Auch unsere Mission in Nord-Queensland — nicht nur die im Nyaßagebiet — feiert in diesem Jahr ihr erstes Jubiläum. Ende November 1891 landete dort Br. Hey, der noch heut die älteste unserer drei Stationen am Golf von Carpentaria leitet. Er hat aus einem heißen, unfruchtbaren, sandigen Strande ein christliches Dorf hervorgezaubert, dessen Bewohner seiner Erziehungskunst alle Ehre machen. Besonders die Jugend ist es, an der er seine helle Freude hat. Und seine Frau nicht minder. Lest in der Schrift „Kulturarbeit der Brüdergemeine in Australien“ (Herrnhut, Missionsbuchhandlung, 25 Pf.) nach, was für ein schönes Leben die ehemaligen Wilden und besonders die Kinder dort führen.

Br. Hey berichtet uns wieder in einem Brief vom 1. Mai von einem kleinen netten Zug, den er an diesen lieben Burschen und Mädchen beobachtete. Er schreibt: „Heut machte ich eine rührende Erfahrung in der Schule. Ich hatte den Kindern eine Aufgabe gegeben, die nicht jeder Lehrer stellen darf, denn manchmal würde man damit nur Schaden anrichten. Aber ich kenne meine Burschen, und mein Vertrauen in sie hat mich nicht beschämt.“

Br. Hey gab den Knaben auf, einige der Dinge aufzuschreiben, die sie getan hätten und die nicht recht waren. Von den Mädchen aber forderte er, sie sollten allerlei zu Papier bringen, was sie an guten Taten vollbracht hätten. Am nächsten Tag wollte er die Arbeiten prüfen. Und so tat er. Als er da zu einem der ältesten Mädchen kam, die ihm und seiner Frau manche Sorge bereitet hatte, fand er, daß sie statt der gestellten Aufgabe etwas ganz anderes gemacht hatte. Sie hatte nämlich ein ganzes Lied aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, ein Lied, das offenbar ihre Stimmung gut wiedergab. Es beginnt im Englischen mit den Worten: Jesus lover of my soul und heißt deutsch: Jesus, der mich herzlich liebt. Br. Hey verstand, was das Mädchen meinte. Er verstand, daß sie mit diesem Liede ihm die Antwort geben wollte, daß sie von guten Taten, die sie selbst aus eigener Kraft vollbracht hätte, nichts, gar nichts wüßte, sondern daß die einzig wirklich gute Tat, von der sie in ihrem Leben wüßte, eine Tat Gottes war, nämlich die, daß er sie trotz all ihrer Sünden und bösen Neigungen liebte und ihr zur Liebe zu ihm verholfen hätte, ja daß er es ihr nun jederzeit ermöglichte, zu ihm zu flüchten und bei ihm Ruhe, Vergebung und Frieden zu finden, wenn es ihr angst und bange werden wollte. Denn als Br. Hey mit ihr das ganze Lied durchlas, da kamen ihr die Tränen, besonders bei der Stelle: „andre Zuflucht hab ich nicht“. Br. Hey gab ihr das Trostwort mit: „Und wenn du sonst nichts zu schreiben wußtest, das genügte.“ — „Ja,“ so schließt Br. Hey die Erzählung von dieser kleinen Erfahrung mit seinen lieben Pflegekindern: „Wir ahnen kaum, was für schwere Kämpfe diese jungen Leute durchzukämpfen haben. — An meinem Geburtstag bekam ich

wieder so viele rührende Beweise von Liebe der Kinder in Wort und Tat, daß meine Frau oft sagte: Wer hätte das vor 25 Jahren, als wir hier landeten, für möglich gehalten? Das hat der Herr getan."

Ein Ferien-Sonntag-Nachmittag im Dienst der Mission.

Es geht auf $^1/_2$7 Uhr zu. Ich will grade aus dem Garten ins Haus gehen und noch etwas zu Abend essen, um dann in die für diesen Sonntagabend angesetzte Missionsstunde zu gehen. Br. Zuch, der erfahrene Surinamer Missionar mit seinem langen, inzwischen nicht mehr roten, sondern weißer und immer ehrwürdiger gewordenen Bart soll in der Missionsstunde reden. Bei mehreren Missionsfesten habe ich mit ihm zusammen mit dem Wort gedient und mich immer über seine frischen, von glühendem Missionseifer zeugenden Ansprachen und Erzählungen gefreut. So sah ich auch heut mit Spannung und froher Erwartung der Abendstunde im Herrnhuter Kirchensaal entgegen.

Da — was ist das? Durch die Beerensträucher sehe ich, wie auf dem Mittelweg des Gartens eine Schar Mädchen — auch ein Bursche ist darunter — schnell dahinhuscht. Ich werde gerufen. Sie suchen also mich. „Nun, was wollt ihr denn, Kinder? Und wer seid ihr denn?" Und die Antwort ist: „Wir haben eine kleine Aufführung gemacht, ganz im engsten Kreis, im Garten der Schwester so und so, und da haben wir hinterher etwas für die Mission gesammelt. Hier ist die Büchse. Da sind über 12 Mk. drin!" Und stolze Freude über diesen Erfolg ihrer Mühen und Anstrengungen lag auf ihren Zügen. Ja, noch glühten ihre Wangen, denn in schnellster Gangart hatten sie den Weg bis zu mir zurückgelegt, um nur ja eiligst von ihren Taten Bericht zu erstatten und die Büchse auszuleeren. „Vielen Dank, ihr Kinder! Das habt ihr aber gut gemacht. Und nun nur noch drei Fragen: 1. Was habt ihr denn aufgeführt? 2. Wer waren denn all die, die beim Spiel beteiligt waren? und 3. Wofür wollt ihr das Geld verwendet haben? Und da kam heraus, daß — wenn ich mich recht besinne — eine Familienfeier, das größte Brautpaar, Nusseneinfall, Rotkäppchen und wohl noch andre schöne Dinge auf dem Programm gestanden hatten und daß Jamaika das Land war, an das sie bei der Verwendung zunächst gedacht hatten. Kein Wunder, denn aus Jamaika stammten einige der Spieler. Sonst nennt man ja solche Namen nicht gern. Heut aber können wir die Teilnehmer an jener Aufführung einmal nennen, damit andere dadurch ermuntert werden, auch einmal eine Vorführung zu veranstalten, damit durch eine Sammlung etwas Geld für die Mission einkommt. Aus Jamaika stammten die Kinder Erich, Woldo, Alfred und Gritli Weiß; mit ihnen hatten gearbeitet Lisa und Erika Zimmermann, Gertrud und Eva Schumann, Rebekka Beck, Hans Jordan, Bruno, Gotthelf und Elisabeth Eckhardt und Dorothea Seiler. Unter diesen sind auch dann

Kirche in Mapoon (Australien).

noch einige Schriftchen verlost worden, die ich den Überbringern der gelben Sammelbüchse mitgab. Wollen nicht auch andere Kinder etwas für die Heidenkinder sammeln und tun?

Noch etwas von einer Herrnhuter Sonntagsschule.

Wir erzählten schon etwas von den stillen Missionsarbeiten einer der beiden Herrnhuter Sonntagsschulen. Heut noch etwas.

Jene Sonntagsschule erhielt durch Br. Feldmann Kunde von einer Bitte, die der eingeborne Missionar Br. Carnegie in Jamaika, der im Jahr 1899 in Herrnhut besucht hat, ausgesprochen hatte. Er fragte, ob es nicht in Herrnhut immer noch Vereine gäbe, die gern etwas schenkten. Er hätte so sehr gern Abendmahlsgeräte für eine Außenstation. Und was war's, als im Mai 1914 Vertreter der Brüderkirche aus den verschiedenen Ländern zur Generalsynode in Herrnhut versammelt waren, da sahen sie eines schönen Tages vor ihrem Sitzungssaal ein schönes, glänzendes Abendmahlsgerät ausgestellt, auf dem in englischer Sprache zu lesen stand, daß es von Herrnhuter Kindern für die westindische Negergemeine gestiftet worden sei. Dieses für den geweihten Dienst bestimmte Gerät hat dann (Ende Juli) 1914 von Herrnhut aus seine Reise angetreten. Ob es aber gut gereist ist, das wissen wir heut noch nicht. Denn inzwischen brach der Weltkrieg aus. Ob der etwa auch diese für die friedliche Arbeit beim Bau des Reiches Gottes bestimmten Dinge vernichtet hat? Etwa bei der Versenkung eines Schiffes? Oder ob das schmucke Gerät eines schönes Tages doch noch ans Tageslicht kommt und den farbigen Brüdern und Schwestern in den Tropen dient? Gott weiß es. Dann wird Br. Carnegie gewiß einen schönen Dankbrief schreiben. Schon jetzt hat er einige Kleinigkeiten hergeschickt: Briefmarken, ein Schulheft der schwarzen Kinder und gepreßte Blumen, wie man sie in dem Wunderlande Jamaika so schön findet.

Unsre besten Wünsche für die Sonntagsschule und die von ihr beschenkten Missionsgemeinen!

Livingstones Missionsdienst.

Von Missionsinspektor E. Kriele-Barmen.

Am 19. März 1913 waren hundert Jahre verflossen, daß David Livingstone geboren wurde. Sein Name ist als einer der größten mit der Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts unauflöslich verknüpft. Für den dunklen Erdteil, zumal für Zentral- und Ostafrika, hat er wie kein anderer dazu beigetragen, daß das vergangene Jahrhundert ein Missionsjahrhundert geworden ist. Daß es das werden möchte, ist sein ausgesprochenes Ziel gewesen. Er hat es in weit größerem Maße erreicht, als er selbst es ahnen konnte, als er in der einsamen Hütte in Tschitambos Dorf am 1. Mai*) 1873 betend für Afrika entschlief.

Von selbst fast wendet sich ihm die Liebe und Teilnahme zu. Dafür ein kleiner Zug. Es war während seines zweiten Aufenthaltes in der Heimat,

Gottesacker in Paramaribo, Suriname.

der in den Ehrungen, die ihm zuteil wurden, so auffallend abstach gegen das, was er während seines ersten Aufenthaltes erfahren hatte. Livingstone nahm ganz gelegentlich an dem feierlichen Stapellauf einer türkischen Fregatte teil. Er fuhr darauf mit dem türkischen Gesandten zusammen in demselben Eisenbahnwagen. Auf einer Station wurden sie von den Freiwilligen mit Jubel begrüßt. „Die Hurrarufe gelten Ihnen," sagte Livingstone mit einem Lächeln zum Gesandten. „Nein", entgegnete der Türke, „ich bin nur, wozu mich mein Herr gemacht hat; Sie sind der, zu dem Sie sich selbst gemacht haben." Als, am Ziel der Reise angekommen, Livingstone mit dem Gesandten ins Hotel ging, stürzte ein Arbeiter über den Weg und ergriff Livingstones Hand mit den

*) Nach den „Last journals" war der Todestag der 1. Mai; auf der bekannten Platte in Westminster ist der 4. Mai angegeben. Die schwarzen Diener Livingstones konnten den Tag nicht genau angeben.

Worten: „Ich muß Ihre Hand einmal drücken", klopfte ihm auf den Rücken und eilte wieder zurück. „Jetzt werden Sie wohl nicht mehr leugnen," sagte der Gesandte, „daß dies Ihnen gilt."

Auf jener berühmten Platte über Livingstones Grab in Westminster stehen die Worte: „Missionar, Reisender, Philanthrop". Missionar an erster Stelle. Die Inschrift trifft den Kern der Sache. Sie besagt, was Livingstone nicht nur zeitlich, sondern was er wirklich und überhaupt in erster Linie war und immer gewesen ist: Missionar. Er hat es sein wollen, auch als er längst der berühmte Reisende war. Wie jener Theologe des 17. Jahrhunderts von sich gesagt hat: „Christianus mihi est nomen, Lutheranus cognomen", so konnte Livingstone von sich sagen: „Missionar ist mein Name, Reisender ist mein Beiname." Er hat es schmerzlich empfunden, als ihn nach seiner ersten großen Reise, die ihn den ganzen Kontinent von Loanda nach Kilimane durchqueren ließ, der Brief der Londoner Missionsgesellschaft erreichte, durch den sie ihn wissen ließ, daß sie „außerstande sei, Pläne zu unterstützen, die mit der Ausbreitung des Evangeliums nur in entfernter Verbindung stünden." Man wird diese Stellungnahme einer Missionsgesellschaft durchaus verstehen müssen. Das hat auch Livingstone getan. Seine Lösung von der Missionsgesellschaft vollzog sich auch durchaus friedlich. Wenn ihn aber bei den Auseinandersetzungen, die mit dieser Lösung in Zusammenhang stehen, eins schmerzlich berührte, so war es das, daß hie und da der Vorwurf laut wurde, daß er nicht genug Missionar sei. Er schrieb darüber in jenen Tagen an eine Dame: „Nirgendwo bin ich als etwas anderes erschienen denn als ein Diener Gottes, der einfach der Führung seiner Hand folgt. Meine Anschauungen von der Pflicht eines Missionars sind allerdings nicht so beschränkt wie die derer, deren Ideal so eine Art sauer dreinsehender Mann mit einer Bibel unter dem Arm ist.... Ich weiß, daß ich nicht mir selbst angehöre. Ich diene Christo, wenn ich für meine Leute einen Büffel erlege oder eine astronomische Beobachtung anstelle oder an eins seiner Kinder schreibe. Nachdem ich mir durch seine Hilfe Kenntnisse verschafft habe, die, wie ich hoffe, Afrika reichen Segen bringen werden, soll ich nun das Licht unter den Scheffel stellen, nur weil einige dies nicht für genügend oder überhaupt nicht für missionsmäßig halten? . . ." Und noch später aus Manjuema, aus dem innersten Afrika heraus, schreibt er: „Nie habe ich die geringste Reue darüber empfunden, aus der Missionsgesellschaft geschieden zu sein. Ich arbeite für meinen Herrn und Meister und glaube, daß alle ihre Kräfte, ein jeder nach seiner Art, ihm widmen sollten." Wie man heute in der Londoner Missionsgesellschaft über ihn denkt, das geht aus einer Artikelreihe hervor, die im letzten Jahre im offiziellen Organ der Londoner Missionsgesellschaft, im Chronicle, erschien und einen Sekretär dieser Gesellschaft, Nelson Bitton, zum Verfasser hat. Bitton glaubt sogar, heute manche Ausdrucksweise jenes Briefes bedauern zu müssen, und fährt dann fort: „Ihm stand das Bild vor der Seele, wie Mohrenland seine Hände nach Gott ausstreckt! Losgelöst von der Londoner Missionsgesellschaft, wurde Livingstone der Vertreter einer größeren Sache, als es eine einzelne Gesellschaft oder eine Organisation sein kann. Er wurde in den Jahren, die folgten, das Herz des Christentums, das im Inneren Afrikas in Mitleid und Hilfsbereitschaft für die erniedrigten und verachteten Wilden seinen göttlichen Schlag tat. Nun erst hatte der Mann seinen Platz gefunden." — In diesem Sinne hat ihn einer einen „Vorläufer" (forerunner) Christi im dunkeln Erdteil genannt. Ähnlich hat die bekannte Florence Nightingale in ihrem Beileidsbrief an die Tochter Livingstones nach dem Tode des Vaters geschrieben: „Ich denke stets von ihm, daß er war, was Johannes der Täufer, wenn er im 19. Jahrhundert gelebt hätte, gewesen wäre."

Livingstone wollte während aller seiner Reisen gar nichts anderes sein als Missionar. Wir gedenken des allbekannten, berühmten Wortes Livingstones: „Die Vollendung der geographischen Tat ist der Anfang der Mission." Das Buch, das er nach seiner ersten Reise herausgab und das so viel Aufsehen machte, das die Kunde brachte vom Ngami-See, von der ungeahnten Struktur der Südhälfte des südafrikanischen Kontinents, vom Oberlauf des Zambesi mit den Viktoria-Fällen, hat er „Missionsreisen" betitelt. Es ist bekannt, was ihn bewog, seine Missionsstation Kolobeng, „das einzige dauernde Heim, das er mit den Seinigen je besessen hat", zu verlassen und nordwärts zu ziehen. Er selbst hatte gar nichts anderes gedacht, als, wie er noch 1863 an seinen Sohn schrieb, „sein Leben als schwer arbeitender, armer Missionar zuzubringen."

Rätsel.

Ich wohne in einem festen Haus,
Drin kann kein andrer regieren,
Doch bin ich nicht allzeit daheim,
Oft gehe ich spazieren.
Man schmiert mir wohl den schwarzen Bart,
Daß ich nicht lärm und schreie;
Man stößt mich auch und hängt mich auf
Trotz aller meiner Treue.
Den schmachtenden Gefangenen kann
Ich leicht in Freiheit setzen;
Hat mich der Dieb zu seinem Freund,
Dann wehe deinen Schätzen!

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1916. 17. Jahrgang.

Die dreitägige Schlacht bei Tanga.

Von W. Trittelvitz.

Es war am Vormittag des 2. November 1914, als vor dem Hafeneingang von Tanga zwei englische Kreuzer erschienen, begleitet von 14 Transportschiffen, die voller Truppen und Kriegsgerät waren. Wenn sonst am Ras Kasone, dem Vorgebirge, durch welches die Tangabucht vom Indischen Ozean getrennt wird, ein Dampfer vorbeisteuert, dann wird dort ein Signal gegeben, und sofort erschallt durch die Stadt das fröhliche Geschrei: Sero! Viele Menschen setzen sich in Bewegung und eilen ans Ufer, um die Einfahrt des Schiffes zu erleben. An jenem 2. November wird ihnen das Serorufen, das sich sonst von Mund zu Mund fortpflanzt, in der Kehle stecken geblieben sein. Die Ankunft so vieler feindlicher Schiffe hatte nichts Gutes zu bedeuten. Der Bezirksamtmann von Tanga begab sich an Bord des Kreuzers „Fox". Der Kommandant der Engländer forderte die bedingungslose Uebergabe der Stadt Tanga. Die Antwort, die er erhielt, lautete: Nein! Als die Engländer sahen, daß sie mit Drohungen nichts erreichten, kehrten sie um und fuhren wieder ab. Alles atmete auf.

Doch es war ja zu erwarten, daß nun ein Angriff folgen würde. In der Nacht kehrten die Engländer zurück. Sie fuhren nicht in den Hafen hinein. Auf der Außenreede blieben ihre Schiffe vor Anker. Dort setzten sie Truppen an Land. Tanga liegt im Halbkreis um das Ende der ziemlich weit ins Land einschneidenden Tangabucht herumgelagert. Die Stadt ist also vom offenen Meere mehrere Kilometer entfernt. Vom Meere, von Osten her, rückten die Feinde gegen Tanga heran. Bei der Pflanzung Moehn stießen sie auf unsere Truppen. Ihr Angriff wurde abgeschlagen. Die Deutschen machten einen Gegenangriff mit gutem Erfolg, drängten den Gegner zur Küste zurück und zwangen ihn, sich wieder auf seine Schiffe zurückzuziehen. —

Wars schon bei diesem ersten Gefecht, oder wars erst am folgenden Tage? Nach einem englischen, also nicht unbedingt zuverlässigen Berichte sollen die Deutschen bei Tanga eine merkwürdige Kriegslist angewandt haben. In den Wipfeln hoher Bäume haben sie kleine Fähnchen befestigt; von denen liefen Schnüre herunter auf die Erde und über die Zugangswege, auf denen die Feinde heraumarschierten. Wenn sie dann auf die Schnüre traten, so bewegten sich die Fähnchen, und unsere Truppen, die die Entfernung vorher abgemessen hatten, wußten genau, wohin sie zu zielen hatten. Noch eigenartiger ist eine andere Kriegslist. Es gibt in Afrika wilde Bienen. Sie bauen ihren Honig gern in hohlen Baumstämmen an. Das benutzen die Neger, spalten ein Ende Baumstamm, höhlen die beiden Hälften aus und binden sie wieder zusammen, ein Loch wird als Tür hineingeschnitten und dann das ganze Bienenhaus in einen Blütenbaum gehängt; die Bienen ziehen gern in die bereite Wohnung ein. Mehrere solcher Bienenstöcke sollen die Deutschen an den Zugangswegen aufgestellt und sie durch Fäden, die bis in die deutsche Stellung liefen,

umgerissen haben, sobald die Feinde in der Nähe der Bienenstöcke waren. Die wütenden Bienen kamen heraus und stürzten sich auf die vermeintlichen Missetäter und zerstachen sie, wobei die Sicherheit des Zielens und Treffens bei den Engländern einigermaßen gelitten haben mag. Aber verbürgt ist diese Geschichte nicht. Nicht die Bienen haben Tanga vor dem Feinde gerettet; das hat ein anderer getan. —

Am 4. November, dem Haupttage der Schlacht, landeten die Engländer ihre gesamte Truppenmacht am Ras Kasone. Es waren 8 Kompanien des North-Lancashire-Regiments, 8 indische Regimenter und außerdem noch Marinemannschaften. Ihre Gesamtstärke ist auf wenigstens 8000 Mann anzunehmen. Unterstützt wurden die Truppen durch die schweren Geschütze der Kreuzer. Mit Feldgeschützen, Maschinengewehren und sonstigem Kriegsgerät waren sie natürlich

Aber sie haben sich gewehrt. Es gelang den Feinden zwar, bis dicht an die Stadt, ja, sogar bis in die Stadt hineinzudringen. Zu besonders heftigen Kämpfen kam es am Bahnhof und zwischen dem Bahneinschnitt in der Nähe der Hafenlandungsbrücke und dem Hospital, also sowohl im Osten wie im Westen der Stadt. Auch auf dem von hohen Mangobäumen überragten Ngomaplatz, dem Schauplatz der zum Klang der Trommel aufgeführten Reigentänze der Eingebornen, hat es ein heißes Ringen gegeben. Hier hat man auf einem Fleck 125 tote Engländer gezählt. An einer Stelle hatten die Feinde in mehreren Stockwerken ihren Schützengraben gebaut. Eins unserer Maschinengewehre konnte Flankenfeuer in diesen Graben geben und große Verheerung anrichten.

Der englische Bericht beschreibt den Kampf folgendermaßen: „Die Deutschen ließen unsere Truppen

Die deutsche Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika in der Nähe unserer Missionsstation Utengule (Nyaßa).

reichlich versehen. Was hatten wir ihnen gegenüberzustellen? Wohl hatte man sich telegraphisch vom Kilimandscharo her Hilfe erbeten, aber nordwestlich von diesem Berg fand ebenfalls ein größeres Gefecht statt, also konnte man von dort nicht soviel Kräfte abgeben. Die ohnehin nur kleine Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika hatte noch an verschiedenen anderen Grenzen das Land zu verteidigen. Die Entfernungen sind auch zu groß, als daß schnell von einem Ort zum andern Verstärkung geschickt werden könnte. Zwar hatten sich viele Pflanzer, Missionsarbeiter und andere Deutsche, auch viele Schwarze zum Eintritt in die Schutztruppe gemeldet. Aber die Zahl der Kämpfer, die wir bei Tanga ins Feld führen konnten, war doch nur sehr gering. Den 8000 Engländern und Indern standen 250 Deutsche und 750 schwarze Soldaten gegenüber. Gegen eine achtfache Uebermacht mußten sie sich wehren. —

auf 800 Yards herankommen und eröffneten dann ein furchtbares Feuer gegen sie. Dennoch gelang es auf dem linken Flügen dem 101. Grenadierregiment, allerdings unter schweren Verlusten, in die Stadt einzudringen. Von ihrem Beispiel angefeuert, trotzten auch auf dem rechten Flügel das North-Lancashire-Regiment, sowie die Schützen aus Kaschmir dem furchtbaren feindlichen Feuer und erreichten gleichfalls die Stadt. Auf beiden Flügeln entspann sich ein heftiger Bajonettkampf, bei dem die Deutschen durch Feuer aus den Häusern unterstützt wurden, und schließlich gelang es ihnen, unsere Truppen aus den bereits eroberten Stellungen wieder herauszutreiben. Unser Angriff muß als gescheitert angesehen werden."

Während dieser Kämpfe wurden die Engländer durch die schweren Geschütze ihrer Kriegsschiffe unterstützt, die Tanga mit 15-Zentimeter-Granaten bewarfen. Auch das half ihnen nichts. Der Tag endete

damit, daß die Feinde nach dem Ras Kasone zurückgeworfen wurden. Dort fanden am 5. November noch kleinere Gefechte statt. Schließlich zogen sich die Engländer auf ihre Schiffe zurück. Dorthin konnten ihnen unsere Truppen nicht folgen, aber einigen Schaden haben sie am 5. auch den Schiffen zugefügt. Trotz eines heftigen Gewitters mit Regen traten auf unserer Seite einige Geschütze erfolgreich in Tätigkeit. Ein im Hafen Tangas liegendes Transportschiff wurde durch zwei Schüsse in Brand geschossen, eine hohe Feuerwelle flammte bis über den Schornstein, und durch zwei weitere wurde ihm ein großes Loch in der Breitseite beigebracht. Sofort nahmen die drei andern, die noch im Hafen lagen, Reißaus und fuhren aufs offene Meer. Sogar der Kreuzer „Fox" ist nicht ungerupft davongekommen. Durch einen Volltreffer erhielt er ein großes Loch auf Deck.

Dem britischen Oberbefehlshaber entsank der Mut. Er entschloß sich, wie es im englischen Berichte heißt, den Angriff nicht zu erneuern, da er den Platz selbst mit noch stärkeren Streitkräften für uneinnehmbar hielt. Am Abend des 6. November, eines Freitags, fuhren die englischen Schiffe von Tanga mit Kurs nach Norden ab.

Die Verluste der englisch-indischen Truppen waren sehr schwer. An Toten hinterließ der Feind 150 Europäer und 500 Inder. Viele Gefangene wurden gemacht. Eine große Anzahl Verwundeter, darunter 60 Schwerverwundete, durften die Engländer, wie die Deutschen ihnen zugestanden, mit sich fortnehmen. Darunter waren zwei Oberstleutnants und mehrere andere Offiziere, die sich durch Ehrenwort verpflichteten, nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen. Mit 1200 Mann sind die feindlichen Verluste gering veranschlagt. Eine Menge Kriegsgerät mußte der geschlagene Gegner in unseren Händen lassen. Erbeutet wurden u. a. 8 Maschinengewehre, über 450 Gewehre, 500 000 Patronen und viele Ausrüstungsstücke. Dazu kommen noch allerlei Dinge: Proviant, wollene Decken, Hacken, Spaten, Telephonapparate, die in einem von den Engländern zurückgelassenen Leichter aufgefunden wurden.

In einem Briefe, der von jenen Ereignissen handelt, lesen wir: „Unsere Askari halten sich ausgezeichnet. Die indischen Truppen, die den Unsern gegenüberstanden, sind in der dreitägigen Schlacht moralisch völlig erledigt worden. Sie wollten sich den Deutschen übergeben, sind aber von den Engländern mit Gewalt in die Boote hineingetrieben worden, um sie nicht in unsern Händen zu lassen. Die Reste der acht indischen Regimenter liegen jetzt auf der Insel Pemba. Ihr Mut ist erschüttert, so daß sie auf einige Zeit hinaus in der Feuerlinie nicht mehr zu gebrauchen sein werden."

Ehre den deutschen Männern, die dem übermächtigen Feind so wirksamen Widerstand entgegengesetzt haben! Ehre aber auch den Askaris, den schwarzen Soldaten der deutschen Schutztruppe, die sich so tapfer für Deutschlands Macht und Ehre geschlagen haben! Wie hat man bei uns in Deutschland oft verächtlich von den Negern gesprochen! Man schalt sie unzuverlässig und treulos. Sie haben gezeigt, daß sie unter der rechten Führung Vortreffliches leisten können. Was aber auf militärischem Gebiete möglich ist, das wird auch wohl auf dem Gebiete der Friedensarbeit zu erreichen sein. Wir wollen es unsern Eingebornen nicht vergessen, was sie dort bei Tanga für uns getan haben! Auch ihnen gilt es, wenn der Kaiser an den Staatssekretär des Kolonialamts Dr. Solf den Glückwunsch gesandt hat:

Großes Hauptquartier, 18. Januar 1915.

Ihre Meldung von dem schönen Sieg bei Tanga in Deutsch-Ostafrika hat mich hoch erfreut. Ich spreche Ihnen zu dieser Ruhmestat unserer Schutztruppe meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Uebermitteln Sie meine Anerkennung an die braven Männer, die fern von der Heimat vierfache*) Uebermacht entscheidend geschlagen haben zur Ehre des deutschen Namens. Das Vaterland ist stolz auf diese Söhne.

Wilhelm J. R.

Deutsches Kriegsschiff, die „Bremen", vor unserer Missionsstation Nain in Labrador.

Einiges über unsere Heimreise von Indien auf der Golconda.

Von B. Specht, Ensisheim.

Ihr lieben jungen Leser habt wahrscheinlich schon davon gehört, daß alle Deutschen und Oesterreicher, Missionsleute und andere, aus Indien vertrieben worden sind. Es wurde ein besonderes Schiff eingerichtet, die „Golconda", um die Vertriebenen von Indien nach Europa zu bringen. Dieses Schiff hat nun schon zweimal die Reise gemacht, jedesmal mit unge-

*) Daß es achtfache war, hat sich erst später herausgestellt.

fähr 500 Passagieren. Und zwar hat es nicht den gewöhnlichen Weg durch den Suezkanal genommen, wo die Reise drei Wochen dauert, sondern den weiten Umweg um die Südspitze Afrikas herum, den die Schiffe früher gingen. Von der langen Reise, 52 Tage auf dem Schiff, möchte ich euch einiges erzählen. Ihr freut euch, wenn ihr reisen dürft, nicht wahr? Möchtet vielleicht auch gern mal eine Seereise machen. Aber auf der „Golconda" ist den 170 Kindern die Freude am Reisen bald vergangen. Es war eben nicht genügend Platz da, ganz besonders nicht für die Kleinen. Kein Platz zum Springen; man konnte keine zehn Schritte machen, ohne jemanden ausweichen zu müssen. Kein Platz zum Spielen; auf dem ganzen Verdeck saßen dicht gedrängt die Leute auf ihren Schiffsstühlen. Man konnte nur zwischen den Stühlen und in den engen Gängen zu spielen versuchen, und da waren die Kleinen den Großen im Weg. Wie eng ging's erst in der Kabine her! Das hättet ihr sehen sollen. Die Betten ganz schmal, gerade halb so breit wie die eurigen und zwei übereinander. Ins obere stieg man mit einer Leiter. Wenn man drin saß, mußte man aufpassen, daß man den Kopf nicht an die Balken der Decke stieß. In kleinen Kämmerchen, wie man sie zu Hause für ein Bett hat, waren auf dem Schiff acht oder zehn Betten. Da konnten sich nicht alle miteinander an- oder ausziehen. Die einen mußten warten, bis die andern fertig waren. Manche zogen sich auch im Bett sitzend an. Zwei Kleine mußten miteinander in einem Bett schlafen. Für die Allerkleinsten hatten die Mütter einen Korb mitbringen müssen, der auf den Boden gestellt wurde. Und wo wurde das Gepäck untergebracht und all die Sachen, die man täglich braucht? Eben unter dem Bett, oder im Bett am Kopf- und Fußende, und wo nur ein freies Plätzchen war. Für die großen Koffer waren Gepäckräume unten im Schiff.

Die Luft in den engen, überfüllten Kabinen war nicht die beste, denn es war nur je eine kleine runde Luke da, so klein, daß man den Kopf kaum hätte hinausstrecken können. Die Innenkabinen hatten überhaupt keine Luke. Zudem kamen vom Schafstall, von Maschinen- und Gepäckräumen allerlei Gerüche her, so daß man zuweilen von der bloßen schlechten Luft seekrank wurde und auf Deck eilen mußte, hinauf an die frische Luft. Die ersten 14 Tage war auch die Hitze, besonders unten, ganz furchtbar. Man war beständig im Schweiß. Als wir dann Kapstadt an der Südspitze Afrikas zufuhren, wurde es auf einmal ziemlich kühl und windig. Sofort hatten fast alle Kinder den Husten, manche ganz arg. So kühles Wetter hatten sie im heißen Indien nie erlebt, und sie mußten die Winterkleider anziehen. Ihr hättet gefunden, daß es gar nicht kalt sei. In Kapstadt kamen Kaufleute aufs Schiff mit allerlei warmen Sachen. Da haben die Mütter noch kaufen können, was ihren Kindern fehlte. Die kleine Trudi kam ganz freudestrahlend zu mir gelaufen und zeigte ihre neuen, wollenen „Handstrümpfe". Sie hatte noch nie so was an den Händen getragen, in Indien braucht man die nicht. Nun hatte sie große Freude dran.

Soll ich euch auch etwas von der Zubereitung des Essens erzählen? Wenn man zusah, wie alles hergerichtet wurde, konnte einem der Appetit leicht vergehen. Er ist auch tatsächlich vielen vergangen, sie konnten zum Schluß nur noch wenig essen. In der kleinen Küche war nur Platz für den Kochherd. Alle Küchengeschäfte mußten draußen auf dem Zwischendeck vor sich gehen. Tische gab's da nicht. Wie in einer indischen Küche hockten die Küchenjungen auf dem Boden herum, und alles wurde auf dem Boden gemacht. Da saßen einige und schälten einen Bottich voll Kartoffeln, dort schabten sie die Schuppen von einigen großen Fischen ab (alles auf dem Boden), andere reinigten gelbe Rüben oder Kraut. Die Abfälle lagen überall herum. Davon wurde der Boden so schmutzig und schlüpfrig, daß man recht aufpassen mußte, um nicht hinzufallen. Nach dem Essen stellten sie die Stöße gebrauchter Teller auch auf den Boden und wuschen sie da ab. Nicht wahr, das war nicht sehr appetitlich!

Jetzt habt ihr schon gemerkt, daß die lange „Golcondafahrt" keine Vergnügungsreise war. Doch haben wir auch manches Schöne und Interessante gesehen. In der Weihnachtszeit war ein ganz wunderbar schönes Meerleuchten. Es ist nicht das Wasser, das leuchtet, sondern eine besondere Art von Meerestierchen. Ihr kennt wohl die Glühwürmchen im Gras. So gibt es im Meer stellenweise Leuchttiere in großen Mengen, manche klein wie Sterne, manche größer als eine Faust. Ich habe sie nicht auf dem ganzen Meer leuchten und glühen sehen, sondern nur auf beiden Seiten des Schiffes in dem aufschäumenden und aufwirbelnden Wasser. Am prächtigsten ist's vom Hinterdeck aus. Da schlägt hinter dem Schiff das Wasser sprudelnd und schäumend zusammen, und darin wirbelten die zahllosen leuchtenden Tierchen herum wie glühende, funkelnde große und kleine Sterne. Wie eine lange glänzende Straße zog es sich weit hinter dem Schiff her. Lange habe ich gestanden und habe in die Pracht geschaut. Wir sangen Weihnachtslieder, denn es war kurz nach Weihnachten.

Rätsel.

Die erste uns die Sonne schickt,
Den Deutschen ist dort viel geglückt.
Ach wär des Krieges schon 2 3
Und all der Jammer dann vorbei!
Das Ganze siehst im Kriegsgebiet
Du liegen, wo die Sonne flieht.

Aus Christenbote.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1916. 17. Jahrgang.

Gottvertrauen.

Das ist das Schöne hier bei uns im Felde, man lernt immer mehr und immer wieder, daß wir ganz, ganz abhängig sind von Gott und nur aus seiner Gnade leben und nur an seiner Hand gehen können, Schritt um Schritt. Wenn man aber daran festhält, dann überkommt einen eine fröhliche Zuversicht und Ruhe trotz aller Unannehmlichkeit und Unsicherheit unserer Lage. Dazu tragen immer wieder kleine Erlebnisse bei, die man oft haben kann. Eins davon möchte ich herausgreifen.

Neulich nachmittags um 1/2 4 Uhr setzt Beschießung unserer Stellung durch die feindliche Artillerie ein. „Nun," denke ich, „die üblichen Liebesgaben der Franzosen." Doch die Beschießung hält an. Es wird 5, 6. „Na nu", sag' ich zu dem Unteroffizier, der im Unterstand neben mir liegt, „jetzt könnten sie eigentlich aufhören." Doch es wird 7 Uhr, 8, wir machen uns auf alles gefaßt, Gewehr und Handgranaten bereit. Da endlich um 9 Uhr läßt das Feuer nach und hört auf. Ich gehe durch meinen Zugabschnitt, der übel aussieht, aber, Gott sei Dank, kein Mann Verlust. Sofort ordne ich nun die Aufräumungsarbeiten an, die Wachen werden verstärkt. Wir rechnen mit einem feindlichen Angriff beim Morgengrauen. Als alles soweit erledigt ist, will ich noch ein paar Stunden schlafen gehen. Doch vorher lese ich mir noch einen kurzen Abendsegen. Ich greife zu den „Brüderliedern" und schlage das Lied auf: „Wenn ich mich schlafen lege." Wie oft hat man früher das Lied gelesen oder gesungen, ohne sich dabei etwas zu denken. Hier wurde es mir aber geradezu Erlebnis. Es war wie für mich geschaffen. „Gib, daß kein Feind mich schrecke, dein Heil sei meine Decke, dein Licht in Finsternis mein Schein." Ruhig und zuversichtlich legte ich mich nun hin und schlief die ganze Nacht ungestört. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß die Franzosen noch am Abend auf einem der Nachbarabschnitte angegriffen hatten.

Harald Padel.

Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas und die Gefangennahme der deutschen Missionsfamilien.

Nach Deutsch-Ostafrika eilen unsere Gedanken jetzt täglich. Was haben wir doch im Sommer von dort hören müssen! Unsere Feinde, vor allem die Engländer und die Buren, aber auch Belgier und Portugiesen haben sich nun schon zwei Jahre lang gemüht, diese unsere schöne und größte Kolonie zu erobern. Sie glaubten wohl anfangs, es würde ihnen das im Handumdrehen gelingen. Aber in der Schlacht bei Tanga, von der wir neulich berichteten, sahen sie, daß mit den deutschen Truppen — grade auch mit denen, die schwarz sind — nicht zu spaßen ist. Und daher haben sie sich erst monatelang gut gerüstet, ehe sie wieder zum Angriff vorgingen. Sie haben

die Männer in Südafrika überall zu freiwilligen Meldungen aufgerufen, haben Munition herangefahren und dann die Kolonie von allen Seiten umstellt.

In fünf Gruppen gingen sie vor. Aus der Südostecke die am wenigsten gefährlichen Portugiesen, die auch nicht weit — bis zum Rovumafluß — gekommen sind; Engländer auf den Südwestwinkel, auf das schöne Nyassaland zu; von Westen, aus dem Kongostaat her, stürmten sie auf den Tanganikasee zu und bemächtigten sich des Ausgangspunkts der langen, quer durch ganz Deutsch-Ostafrika führenden Eisenbahn; im Norden besetzten die Belgier den Ruandastaat und die Engländer das Kilimandscharogebiet, um von da Usambara), die Haupt- und Hafenstädte am Meer im Osten (Tanga, Daressalam, Bagomoyo, Kilwa), das südwestliche prächtige Nyassaland mit den Missionsfeldern der Herrnhuter und der Berliner Brüder und endlich die lange Mittellandbahn von der Hauptstadt Daressalam im Osten bis zum Tanganikasee im äußersten Westen. Dazu haben sie in ihre Hand bekommen, zuletzt, Anfang Oktober die größte Stadt der ganzen Kolonie, Tabora an der Mittellandbahn im westlichen Hinterland der Kolonie, wo unsere Herrnhuter Missionare einen Hauptstützpunkt ihrer Missionstätigkeit nun schon fast 20 Jahre lang inne hatten.

Kondeleute suchen Arbeit auf einer Missionsstation im Nyassalande, Deutsch-Ostafrika.

aus die Usambarabahn in ihre Gewalt zu bekommen und von Norden her auf jene Mittellandbahn vorzustoßen.

Da es sich bei ihren Streitkräften um eine gewaltige Uebermacht handelt, ist es kein Wunder, daß die Feinde Erfolg gehabt haben. Aber den ganzen Sommer haben sie dazu gebraucht. Von Anfang Mai bis jetzt in den Oktober hinein. Hätten sie das Erreichte jetzt nicht erreicht, dann wären vielleicht ihre bisherigen Anstrengungen wieder zunichte geworden, jedenfalls wäre ihnen die weitere Arbeit sehr erschwert worden — nämlich durch die großen Regenzeiten, die dort in den Wintermonaten einsetzen.

Nun aber haben sie nach einander besetzt: Die Landschaften im Norden (Ruanda, Kilimandscharo,

Was wird aus all den deutschen Missionsstationen und aus den Missionaren werden?

Ja wer weiß, was die fernere Zukunft bringen wird?

Zunächst müssen wir nach dem unbegreiflichen Vorgehen des christlichen englischen Volkes und der Buren in Teilen Südafrikas, in Indien und in den deutschen Kolonien Togo, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika, ja auch schon im Nyassalande Deutsch-Ostafrikas annehmen, daß auch unsere Missionare in Tabora und in jenem ganzen Hinterlande, das den Namen Unyamwesi führt, von ihren Arbeitsplätzen weggeführt, ihren Wohnsitzen entrückt und in sogenannte Internierungslager eingeschlossen werden, wo sie dann zwar nicht an Ketten gebunden, doch aber als Gefangene gehalten werden. Warum? Aus dem einzigen Grunde,

weil sie Deutsche sind! Wer begreift das? Ja, wer begreift das? Nicht nur nichts Böses, sondern nur Gutes haben die Missionare getan. Und dafür müssen sie büßen. Gottes Wort, ja unser Heiland sagt: „Es muß ja Aergernis kommen, doch wehe den Menschen, durch welche Aergernis kommt."

Ihm, dem König seines Reiches, wollen wir die ganze deutsche Mission ans Herz legen. Er sieht ja doch, was die bösen Menschen tun. Kann er nicht auch in diesen entsetzlichen Zeiten zu dem Wort stehen: „Die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen." Und zu dem anderen Wort: Alle Dinge müssen zum Besten dienen, denen, die Gott lieben.

Woche in unserem Missionshaus. Wir bekamen von den Engländern Rationen (abgeteilte Lebensmittelportionen). Unser Hab und Gut blieb alles zurück, bis auf Bettsachen und zwei Koffer für Vater, Mutter und Kind. Mit dem englischen Dampfer wurden wir dann nach Fort Johnston am Südende des Nyassasees befördert. Männer und Frauen lebten getrennt. Von Fort Johnston gings wieder in Autos weiter, und zwar nach Zomba, nach dem wir vorher in sauberen runden Grashütten zwei Wochen lang gelebt hatten. In Zomba fanden wir kleine Zelte vor. Die Natur dort ist herrlich. Nach einem Tag ging es weiter nach dem schottischen Missionsort Blantyre.

Eine Ratsversammlung der Missionare mit den Häuptlingen in einem Dorf im Nyassalande.

Und nun schließt die Missionsfamilien, die gefangen sind, in euer Abendgebet ein.

Unsere Nyassamissionare mit Frauen und Kindern in der Gefangenschaft.

Insbesondere vom kleinen Fritz.

Und nun wollen wir aus dem Brief einer unserer Missionsfrauen kurz hören, wie es unseren Nyassa-Missionsfamilien im Sommer gegangen ist.

Nach zwei Jahren erst kann die Schwester wieder einmal einen Brief an ihre Verwandten in Deutschland schreiben! Und was muß sie melden! „Wir sind am 7. Juni von den Engländern von der Hauptstation Rungwe aus an den Nyassasee (nach Mwaya) im Auto befördert worden. Alle Missionare. Die hatten sich vorher in Rungwe versammelt. Die Fahrt im Auto ging natürlich rasch: in $4^1/_2$ Stunden legten wir die Strecke zurück, zu der wir sonst zwei Tage brauchten. In Mwaya blieben wir eine Unsere Betten und Koffer kamen mit. Hier habe ich ein Zimmer in einem Ziegelhaus und eine nette Bettstelle. (Vorher hatten die Missionare längere Zeit keine Bettstellen gehabt.) Das Essen ist hier gut, (auf der Reise hatten sie nicht genügend zu essen). Hier bekommen wir eine ausreichende Summe, von der ein Herr das Nötige einkauft. Ein Koch und zwei Küchenburschen kochen das Essen für alle Gefangenen. (Für etwa 90 Personen hatte Schw. Kretschmer die Küche zu besorgen.) Und zwei Schwestern beaufsichtigen sie. Die Männer wohnen in einem Lager für sich, und die Frauen $^1/_2$ Stunde von ihnen entfernt. Kinder sind hier 56, davon die Hälfte von den Herrnhutern, die andere Hälfte von den Berliner Missionsfamilien. Wir waschen und plätten viel. — —

Ach was hätte die Schwester sonst noch alles erzählen können! Aber sie darf, wie alle Gefangenen, nur kurze Briefe schreiben.

Wollt ihr einmal den armen gefangen gehaltenen Männern, Frauen und Kindern einen Gruß zukommen lassen, so laßt euch sagen, daß ihr kein Porto zu bezahlen braucht, aber ihr müßt die Briefe kurz machen, in lateinischer Schrift schreiben, ihr dürft den Briefumschlag nicht schließen. Er kommt auch so übers große Wasser und in die Hände derer, die ihn lesen sollen. Wenigstens hoffen wir das. Aber vom Krieg dürft ihr nichts schreiben. Schreibt z. B. an den kleinen Fritz.

Von diesem kleinen Fritz, dem mitgefangenen Söhnchen unserer Geschw. Kretschmer, erzählt sein Vater folgende nette Einzelheiten. Er wohnt mit seiner Mutter in einem Steinhaus, in einem Raume, in dem gerade nur zwei Betten, Tisch, Stuhl und Koffer Platz haben. Aber es ist gemütlich drin; und sie freuen sich, wenn der Vater sie des Nachmittags besucht. Da sitzen sie auf den Betten und erzählen sich, was der Tag gebracht hat.

Fritz fühlt wohl kaum etwas von all der Not der Gefangenschaft. Er hat in den letzten Wochen so viel Neues und Interessantes gesehen und erlebt und ist gottlob immer recht gesund gewesen, so daß er wohl mehr Vergnügen als Not von der ganzen Zeit gehabt hat. Darüber freilich, daß der Vater immer nur auf kurze Zeit zu ihnen kommt und dann wieder weggeht und erst am nächsten Nachmittag wieder erscheint, mag er sich wohl seine Gedanken machen, aber gestört hat ihn das noch nicht sehr. Er freut sich, wenn Vater wiederkommt und sucht ihm diese seine Freude auf alle Weise zu zeigen. Und Vater hat Gelegenheit, ihm manchmal eine Kleinigkeit mitzubringen, was ihm dann besondere Freude bereitet. — —

Laßt uns hoffen und bitten, daß Fritz und seine Eltern, ja alle, alle Missionare und Missionskinder bald aus der Gefangenschaft befreit werden und zu uns kommen oder lieber zu ihren lieben schwarzen Pflegebefohlenen an ihre Arbeit zurückkehren dürfen.

Das Gefangenenlager in Ahmednagar in Indien,

in dem die Engländer die Missionare gefangen hielten, darunter den Herrnhuter Dr. Francke. (Fortsetzung.)

Als die Goßnerschen Missionare, später als die meisten anderen, im Oktober 1915 im Gefangenenlager eintrafen, war dieses schon recht überfüllt. Sie kamen darum nur in eine Wellblechbaracke und mußten dort mit engem Raum fürlieb nehmen. 48 Betten standen darin, auf jeder Seite 24, immer eins neben dem andern. Professor, Arbeiter, Seemann, Konsul, Arzt, Kaufmann, Missionar, alle hausten da ohne Unterschied des Standes friedlich und einträchtig beieinander. Es traf sich gut, daß die neun Missionare am Ende der Baracke alle beieinander lagen. Jeden Morgen und Abend hielten sie ihre gemeinsame Andacht, an der auch Barackengenossen gelegentlich teilnahmen. Wie frisch schallte des Morgens der Choral durch den stillen Raum! Es ging freilich recht eng zu. Neben dem Bett war eben nur noch ein Plätzchen für einen kleinen Tisch — wenn einer einen hatte. Andere mußten sich mit einer Kiste behelfen. Dann kam schon das Bett des Nachbarn. Was in dem Zwischenraum nicht Platz hatte, mußte unter das Bett geschoben werden.

Einen großen Nachteil hatte die Baracke: die Erde außerhalb war höher als der Fußboden innerhalb. Eines Abends ging ein gewaltiger Regen nieder. Die Wasserrinne, die längs der Baracke gegraben war, konnte die Wasserflut nicht fassen und ableiten, und so strömte sie denn mit einem Male zur offnen Tür in die Baracke hinein. Der Teil, den die Missionare inne hatten, lag besonders niedrig, so bildete sich dort bald ein kleiner See. Da gab's kein Besinnen. Alles, was auf der Erde stand, mußte auf die Betten gestellt werden, mancher flüchtete selbst aufs Bett. Das eine Bett tat aber bald nicht mehr mit, seine Beine standen sowieso schon etwas schief.

Wer was Gutes lesen will

dem wird die neue „Erzählung für kleine Leute" von Eva Gähtgens, die uns schon manche treffliche Gabe beschert hat, gewiß gefallen:

Kleine Hamburger daheim. Mit Abbildungen von E. Voigt, Verlag Hamburg, Rauhes Haus. 188 S. geb. 3 Mk. Im Hafen, Ferien, Hella in Hamburg, Karussell, Märchen vom Osterhasen, Im Zoologischen Garten, In Hagenbecks Tierpark und was soll ich noch alles von dem schönen Inhalt erzählen. Wünscht euch's zu Weihnachten! Es ist ein rechtes Kinderbuch. Oder bist du schon älter als 14 und magst so etwas nicht? Mir aber hat's gefallen.

Unserem Jung-Deutschland. 12 Kriegsbetrachtungen für die reifere Jugend von Fried. Avemarie. Verlag Wiegand, Hilchenbach, 24 S., 30 Pf. Ganz reizende Stücke in Prosa und Poesie. Z. B. „Nun betet Kinder! Die Zeit ist schwer!" „Heilig Vaterland" mit dem ergreifenden Schluß: „Du sollst bleiben Land! Wir vergehn." Der König rief. Unser Kaiser. Hindenburg. Mit unserer Macht und Opfer. Gott im Krieg.

Und eben auch lustig sind 5 neue Büchlein, 36 Seiten stark, gut gebunden, 25 Pf. das Stück. Verlag für Volkskunst, R. Keutel, Stuttgart. (10 St. à 24, 25 St. à 23, 50 St. à 22, 200 St. à 20 Pf. beliebig gemischt) mit Silhouetten von B. Hindenlang. Gedichte und Erzählungen von Lina Sommer. Lust und Freud für kleine Leut, Für Bübchen und Mädchen usw., Für dich, lieb Kind, Rira rutsche butsch, Gedichtchen usw., Das Gänseliesel, Der Besenbinder, die in aller Not und Versuchung Gott vor Augen und im Herzen haben und denen drum zuletzt alle Dinge zum besten dienen; Das vom übermütigen Laubfrosch und vieles, vieles andre liest sich famos. Auch dafür gibt's am Ende unterm Christbaum ein Plätzchen. Und vorher auf dem Wunschzettel.

Rätsel.

Alltäglich hat's die weite See,
Zuweilen auch das Portemonnaie,
Doch fügst du Kopf und Fuß ihm an,
So ist's ein großer deutscher Mann.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1916. 17. Jahrgang.

Ein Missionar, der in Afrika den Heldentod starb.*)

Von Missionsinspektor W. Trittelvitz.

Als Hans Günther noch ein kleiner Junge war, sagte seine Tante schon von ihm: „Der Junge muß einmal Missionar werden!“ Der Geburtstag von Hans war nämlich am 6. Januar, und das wißt Ihr ja alle, daß das der Epiphaniastag ist, an dem in der Kirche noch einmal der Weihnachtsbaum brennt und an dem die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande erzählt wird. Diese Weisen waren die ersten Heiden, die zum Heiland kamen. Wer also am 6. Januar geboren ist, muß die Heiden besonders lieb haben. Auch der kleine Hans dachte schon früh daran, wie er später hinaus wollte, um den Heiden die frohe Botschaft von Jesus zu sagen. Aber bevor er das konnte, mußte er erst einmal fleißig in der Schule sein. In Neuwied am Rhein stand sein Elternhaus, dort war sein Vater ein Prediger der Brüdergemeine. Dort hat auch Hans den ersten Unterricht genossen, ist dann auf das Gymnasium gegangen und hat später Theologie studiert. Auch Soldat ist er gewesen, und wenn er von seiner Soldatenzeit erzählte, dann leuchteten seine Augen, und man merkte ihm an, wie stolz er war, daß er des Kaisers Rock getragen hatte.

Hans Günther wollte ja auch in den Krieg ziehen! Freilich nicht in den Krieg, in dem man mit Säbel und Gewehr kämpft, sondern wo die einzige Waffe das Wort Gottes ist. Nachdem er zuerst hier in Deutschland, besonders in der großen Stadt Berlin, etwas von der Arbeit des Reiches Gottes kennen gelernt hatte, schrieb er einen Brief an das Missionshaus in Bethel bei Bielefeld, darin stand: „Könnt Ihr mich nicht in Deutsch-Ost-Afrika gebrauchen?“ Als wir diesen Brief bekamen, da dachten wir gleich, den Missionar schickt uns Gott! Wir hatten schon so lange gesucht, ob wir nicht jemand finden könnten, der in das Digoland ginge. Lange suchten wir vergeblich, jetzt endlich kam der Mann, der den Leuten im Digoland das Evangelium bringen wollte.

Wenn man ins Digoland will, so fährt man zuerst mit dem großen Dampfschiff bis nach Tanga, einer Stadt, die an der Küste von Deutsch-Ost-Afrika liegt. Von da sieht man in der Ferne die schönen Usam-

*) Br. Hans Günther stammt aus der Brüdergemeine. Er wurde geboren als Sohn des Reisepredigers Br. Robert Günther in Neuwied, der als Lehrer in Niesky durch seine guten Schulen und sehr ansprechenden Kinderstunden sehr geschätzt war. Hans Günther wurde im Pädagogium zu Niesky und im theologischen Seminar zu Gnadenfeld aufs geistliche Amt vorbereitet, war dann Lehrer in Neuwied und Stadtmissionar in Berlin, bis er als Missionar der Betheler Mission nach Deutsch-Ost-Afrika zog, wo er schätzenswerte Arbeit tat und mit seinem Herzen voll Liebe für seinen Gott und Heiland wie für die Eingeborenen überall Vertrauen und Zuneigung zu gewinnen wußte. Als der böse Krieg ausbrach und von den Engländern auch nach den deutschen Kolonien getragen wurde, stellte er sich sofort der Truppe zur Verfügung, zeichnete sich durch seine Pflichttreue und Tapferkeit aus und starb in der siegreichen Schlacht bei Tanga den Heldentod.

baraberge. In diesen Bergen liegt zum Beispiel die Missionsstation Hohenfriedeberg. Viele Heiden in Usambara sind schon Christen geworden. Da oben ist gut wohnen; da ist die Luft so kühl, der Boden so fruchtbar, frische Bächlein quellen aus dem Felsen hervor, gewaltige Urwälder bedecken hier und da das Land. Aber zwischen Tanga und den Bergen liegt die heiße, ungesunde Steppe. In dieser Steppe gibt es einige Stellen, wo Menschen wohnen. Da sieht man über die kleinen Hütten die schlanken Kokospalmen in die Lüfte ragen; auch Felder sieht man dort, auf

Missionar Hans Günther.

denen die Leute Süßkartoffeln oder Hirse angebaut haben: das ist das Digoland. Weil es dort so ungesund ist, darum mußten wir einen Missionar dorthin schicken, der besonders kräftig ist. Hans Günther war gerade der rechte Mann dafür. Als er hörte, daß dort das Fieber herrscht, hat er keinen Schreck bekommen, sondern mit frohem Herzen ist er im August 1911 hinaus gereist nach Afrika.

Als er angekommen war im Digolande, schrieb er nach Hause an seine Mutter: „Hier will ich gern mein ganzes Leben zubringen.“ Es gefiel dem Hans Günther also sehr gut im Digolande, obwohl es dort sehr heiß und ungesund war. Auch die schwarzen Leute gewann er von Herzen lieb. Deswegen darf man nicht denken, daß es besonders gute Menschen gewesen wären, nein, echte, rechte Heiden sind sie. Wenn man sie freilich Heiden nennt, dann richten sie sich stolz auf und sagen: „Wir sind Mohammedaner“, und denken, sie wären etwas Besseres. Aber in Wirklichkeit beten sie noch gerade so zu den bösen Geistern, wie alle Heiden in Afrika, und von Mohammed wissen sie sehr wenig. Das einzige Gute, was Mohammed den Leuten bringt, die an ihn glauben, haben die Digo gerade nicht angenommen. Die Mohammedaner dürfen keinen Wein trinken, die Digo aber sind arge Trinker. Weintrauben wachsen freilich in ihrem Lande nicht, aber sie wissen sich auf andere Weise Wein zu verschaffen. Sie bohren in ihre Kokospalmen Löcher hinein, aus denen rinnt Saft heraus. Diesen Saft lassen sie gären, sodaß Palmwein daraus wird, und dann feiern sie ihre lärmenden Feste, die immer damit enden, daß alle Leute betrunken sind. Es ist schrecklich! Aber je schlechter die Leute im Digolande sind, desto nötiger haben sie den Heiland, und gerade darum hatte Hans Günther die Leute so lieb. Er hat so schnell, wie er konnte, die Sprache gelernt, dann zog er nach der Missionsstation Magodi. Dort wohnte er in einem Häuschen, das nur eine einzige kleine Stube hatte. Als einmal ein paar Missionare zu ihm zu Besuch kamen, mußte Hans Günther, um sie zu beherbergen, aus seiner Stube hinaus und verkroch sich draußen irgendwo, um zu schlafen. Eifrig ist er von Magodi aus umher gezogen und hat gepredigt. Freilich nicht viele Leute wollten auf seine Predigten hören, denn ihre Herzen waren hart. Aber an einem Digo hat er doch große Freude gehabt; das war der alte Kupa.

Als Missionar Günther noch nicht im Digolande war, waren schon öfter andere Missionare durch das Digoland gezogen; da hatte der alte Kupa von Jesus gehört. Er hatte auch gemerkt, wie freundlich die Missionare die Kranken behandeln. So kam er dann eines Tages zu einem von ihnen und bat: „Ich möchte gern Medizin haben.“ „Was denn für Medizin?“ „Eine Medizin gegen das Altwerden.“ Er schilderte dann, wie seine Knochen steif und seine Hände schwach würden, er könne nicht mehr so auf den Palmbaum klettern wie früher, um seine Kokosnüsse herabzuholen; dagegen wollte er gern eine Medizin haben. Die Antwort, die ihm zuteil wurde, hieß natürlich: „Eine Medizin gegen das Altwerden haben wir nicht, aber eine andere Medizin können wir dir geben.“ „Wogegen ist denn die?“ fragte Kupa. „Gegen die Sünde.“ „Und was ist das für eine Medizin?“ „Das ist das Wort Gottes.“ Da hat es der alte Kupa nicht so gemacht, wie es sonst die Digoleute vielfach tun; er war nicht fort gegangen, sondern hatte sich diese Medizin geben lassen und hat auf das Wort Gottes gehört.

Er hat auch den Seinen zu Hause erzählt, daß er ein Christ werden wolle. Aber da ist es ihm schlecht gegangen. Betrübt kam er zum Missionar

und erzählte ihm: „Meine Frau will nicht mehr für mich kochen, und meine Söhne wollen nicht mehr auf die Kokosbäume hinaufsteigen und mir meine Nüsse herunter holen, weil ich dem Herrn Jesus folgen will.“ Der Missionar wußte kein anderes Mittel, als daß sie beide niederknieten und dem Heiland die Not des Alten sagten. Und der Heiland half. Nach einigen Tagen kam Kupa wieder, sein Angesicht war fröhlich. „Meine Frau kocht wieder für mich,“ sagte er, „und meine Söhne steigen wieder auf die Palmbäume hinauf.“ Der alte Kupa ist oft zu Missionar Günther gekommen; dann haben sie sich miteinander auf den Boden gesetzt, und der junge Missionar hat dem alten Heiden eine schöne Geschichte nach der andern vom Herrn Jesus erzählt und ihn gründlich unterwiesen. Missionar Günther nahm es genau. Immer wieder fragte er: „Warum willst du eigentlich getauft werden?“ Kupa sagte: „Ich will das Licht Gottes in der Taufe.“ „Aber“, erwiderte der Missionar, „durch dieses Licht Gottes wird dein bisheriges böses Leben gerichtet werden.“ Kupa sprach: „Ich will auch das Gericht über mein Leben, ich will fertig sein mit der Vergangenheit, ich will die Last der Sünde absetzen.“ Bei diesen Worten stand er auf und tat so, als wenn er eine schwere Last oben auf dem Kopf trüge und nähme sie herunter und setzte sie auf die Erde. Dadurch wollte er dem Missionar recht deutlich machen, was er suchte, wenn er um die Taufe bat.

Da brauchte Missionar Günther nicht zu zögern, ihn zu taufen. Der 5. Januar, der Tag vor Hans Günthers Geburtstag, war zum Taufstag bestimmt. Da ist Kupa ein Christ geworden. Er wurde gefragt, ob er sich auch einen anderen Namen aussuchen wolle, wie es die Heiden gern tun, wenn sie getauft werden. Aber er sagte: „Ich will meinen Namen behalten“; denn er hatte auch wirklich eine so schöne Bedeutung. Kupa heißt auf deutsch: „Geben“. Das erklärte Kupa so: „Gott hat mir die Erlösung gegeben und ich gebe ihm mein Herz.“ —

Als im August 1914 die Engländer auch in Deutsch-Ost-Afrika den Krieg anfingen, dadurch, daß sie mit ihren Kriegsschiffen vor die Hauptstadt des Landes fuhren und sie beschossen, wußte Missionar Hans Günther ganz genau, was er zu tun hatte. Es gab ja so wenig Soldaten in Deutsch-Ost-Afrika, da durfte er nicht zurückbleiben. Fröhlich zog er ins Feld. Mit den Truppen des Hauptmanns von Prince wurde er nach dem Kilimandscharo geschickt. An einem Fluß wurde ein Lager aufgeschlagen. Hans Günther freute sich, wenn er alle Tage in dem kühlen Wasser des Flusses baden durfte. Es gab auch allerlei Krankheiten unter den Soldaten, und Hans Günther hat eifrig die Kranken gepflegt. Auch gepredigt hat er ihnen. Er sollte aber auch noch schwerere Arbeit tun.

Am 2. November 1914 erschien ein englisches Kriegsschiff im Hafen von Tanga und forderte die Übergabe der Stadt. Als diese verweigert wurde, fuhr das Schiff zwar wieder zum Hafen hinaus, aber in der Nacht kam es zurück mit noch vierzehn anderen Schiffen. Am Strande des Indischen Ozeans landeten 8000 Engländer und Inder, die Tanga erobern wollten. Weil in Tanga nur so wenige deutsche Truppen waren, darum telegraphierte der Befehlshaber sofort nach dem Kilimandscharo, daß von dorther Hilfe käme. Sofort hat sich Hauptmann von Prince mit seinen Soldaten

Auf dem Weg zur Christnacht.

auf die Eisenbahn gesetzt und ist so schnell wie möglich nach Tanga hinunter geeilt. Dort hatte am 3. November die Schlacht schon heftig getobt, am 4. November war der Kampf am heißesten. Missionar Günther stand nicht weit von seinem Hauptmann. Die Engländer wußten, daß dort einer der Führer war, darum schossen sie immer nach der Stelle hin, und so ist zuerst Hans Günther getroffen worden. Schwer verwundet sank er zu Boden. Gleich darauf fuhr dem tapferen Hauptmann die Kugel in die Stirne; er brach zusammen und stürzte vornüber gerade auf den Missionar. Der blieb ganz ruhig liegen, er wollte die letzten Minuten des sterbenden Hauptmanns nicht stören. Erst als er merkte, daß dieser sein Leben ausgehaucht hatte, hat er ihn beiseite geschoben. Und dann hat man nachher den jungen Missionar gefunden, die Hände über der Brust gefaltet, tot!

Als die Nachricht davon zu der Missionsstation Wuga in den Usambarabergen kam, wo Hans Günther eine zeitlang gewesen war, da rief der dortige Missionar sofort seine schwarzen Christen zusammen in die Kirche. Da hat er ihnen erzählt, daß Hans Günther treu seinem irdischen und seinem himmlischen Könige den Heldentod erlitten hat. Als die Schwarzen das hörten, ging es wie ein Schluchzen durch ihre Reihen, denn sie hatten ihn alle lieb gehabt.

Hans Günther hat sein Leben für das deutsche Vaterland geopfert, aber das Opfer war auch nicht vergeblich. Obwohl die Engländer achtmal so stark waren wie die Deutschen, sind sie doch gründlich besiegt worden. Am 5. November flüchteten sie geschlagen auf ihre Schiffe und flohen davon. Die Deutschen haben ihnen schwere Verluste beigebracht, viele Gefangene gemacht und eine Menge Waffen und Munition erbeutet. Die Schlacht von Tanga ist der größte Sieg, der bisher in deutschen Kolonien gewonnen worden ist.

Nun ruht Hans Günther auf dem Friedhof in Tanga unter dem gewaltigen Mangobaum, der dort

Weihnachten unter dem Weihnachtsstern.

seine dunklen Äste über die Gräber ausbreitet. An ihm hat sich das Wort erfüllt:

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Aus Kölz: „Missionskinder-Kalender".

Weihnachten auf dem Meer.

Einen Höhepunkt im Leben auf dem Schiff Golconda, auf dem unsere Missionare aus Indien in die deutsche Heimat reisten, bildete das herrlich gelungene Weihnachtsfest. Schon in Kapstadt hatte der erste Offizier tüchtige Einkäufe gemacht und heimlich einen mächtigen Tannenbaum aufs Schiff bringen lassen. Am 24. Dezember war die See spiegelglatt, das Wetter prächtig, tiefblau der Himmel. Auf dem Mitteldeck herrschte geheimnisvolles Wesen; es war für alle Passagiere gesperrt. Bunte Signalflaggen und Fahnen der verschiedensten Länder schmückten die Seitenwände. In der einen Ecke wurde der Christbaum aufgebaut, vorerst aber noch durch Vorhänge neugierigen Augen verborgen. Um 5 Uhr nachmittag fand Christvesper statt. Wie sangen die Großen und die Kleinen alle mit inniger Freude die alten schönen Weihnachtslieder, lauschten wieder auf die uralte und doch ewig neue Botschaft: Euch ist heute der Heiland geboren. Um 8 Uhr herrschte eine ungeheure Aufregung unter dem kleinen Volk. Paarweise stellten sie sich auf dem linken Mitteldeck auf und zogen dann unter dem Gesang des Liedes „Ihr Kinderlein kommet" auf das rechte Deck. Da strahlte der Christbaum im Kerzenglanz, und eine elektrische Lampe hinter dem Christbaum, die mit rotem Seidenpapier bedeckt war, verlieh dem Ganzen einen märchenhaften Glanz. O wie herrlich der Christbaum mit seinen Glaskugeln, Papierrosen und Sternen strahlte! Nach englischer Art waren auch allerlei Geschenke dran gebunden, wie Trommeln, Trompeten, Helme, Puppen, Klappern und ähnliches. Unter dem Baum lagen Düten voll Süßigkeiten, ein ganzer Berg. Noch waren die Kinder in vollem Staunen, da bahnte sich mit lautem Halloh durch ihre Mitte der Knecht Rupprecht einen Weg und mit einemmal stand der Pelzmärtel in einem großen roten, mit weißer Watte verzierten Mantel und seinem langen Bart vor den erstaunten Kindern und hielt eine reizende Ansprache an die Kinder: „In einiger Entfernung fuhr ich auf einem Schiff gerade hier vorbei und hörte, daß hier viele deutsche Kinder an Bord sind. Das mußt du doch sehen, und ihnen was mitbringen, wenn sie gut gelernt haben. Und dazu bin ich gekommen." So führte er sich ein und dann rief der gute Nikolaus jedes einzelne Kind bei seinem Namen und reichte jedem ein hübsches Geschenk und zwei Düten mit Süßigkeiten. Hei, das war ein Jubel und ein Gezeige, ein Trommeln und Tuten und Lachen. Dies Weihnachtsfest auf der Golconda wird wohl keiner vergessen.

Rätsel.

Mit a—o wächst's im heißen Land,
Ist euch vom Essen wohlbekannt.
Mit a—e sagt's von alter Zeit,
Mit ä—e schneidet's Holz und Stein.
Gibs, lieber Gott, mit ie—e heut,
Daß wir uns bald des Friedens freun.

Lösung der Rätsel.

Nr. 1: Verlangen, Erlangen. Nr. 2: Eisenbahnzug. Nr. 3: Humor, Rumor. Nr. 4: Herz, Erz. Nr. 5: Burg, Ufer, Rebe, Grey. Nr. 6: Akademie. Nr. 7: Nimmersatt. Nr. 8: Trost, Rost, Ost. Nr. 9: Schlüssel. Nr. 10: Ostende. Nr. 11: Ebbe, Hebbel. Nr. 12: Sago, Sage, Säge, Siege.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.